STADTBIBLIOTHEK ELBING

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

Herausgeber: Hans Reinerth

Jahrgang 1942

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

1944:57

Sämtliche Rechte
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

Printed in Germany

Stadt-
Bibliothek
Elbing

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)

Inhalt

Abhandlungen

Seite

Arriens, C.: Eine Werkstatt der Steinzeit 54
Beninger, Eduard: Die Germanen im Burgenland. 104
Brandt, Karl: Zur Entstehung der weiblichen Kopftracht. Nach Beobachtungen in der Bretagne . . 15
v. Chorus, Hans: Gedanken um eine Bauernelle . . 165
Grimm, Paul: Nordische Funde der Jungsteinzeit aus der Ukraine 141
Gronau, Walter: Ausgrabungen an der Grenze Ostpreußens 122
Harder, Hermann: Die göttlichen Zwillinge . . . 84
Harder, Hermann: Wie Loki und Heimdall um Freyjas Halsband kämpften 149
Harder, Hermann: Der Tod des Drusus 171
Helmers, Menne F.: Bäuerliche Backöfen als germanische Überlieferung 21
Hohmann, Bernd: Ein altes Bauernthing in den Harzbergen 86
Kellermann, Volkmar: Die heilige Lanze 78
Küppers, G. A.: Bei den Schwaben an der unteren Donau 24
Matthes, Walther: Die Bildsteine in den Großsteingräbern der Bretagne 159
Merschberger, Gerda: Der Volksname Germanen . 154
Merschberger, Gerda: Die germanische Frau im Lebenskampf ihres Volkes 66

Seite

Niemeyer, Wilhelm: Hakenkreuz — Baskenkreuz. Ein Bericht aus dem Baskenlande 93
Pastenaci, Kurt: Das germanische Heereswesen unter Ariowist 98
Phleps, Hermann: Das bajuwarische Türgefüge . 87
Reinhart, Wilhelm: Germanische Reichsgründungen auf der iberischen Halbinsel 42
Schaffran, Emerich: Germanische Kunst zwischen Vinschgau und Gardasee 72
Schmidt, Friedrich Heinz: Die Totenbretter im Gau Bayreuth 114
Stampfuß, Rudolf: Germanen in der Ukraine . . 130
Steche, Theodor: Volks- und Stammesnamen in der deutschen Frühgeschichte 2
Steche, Theodor: Südrußlands älteste Bewohner nach den Schriftquellen 34
Stemmermann, P. H.: „Vorgeschichtliche" Speicherbauten im Anjou 55

Bücheranzeigen

Bücheranzeigen 32, 64, 96, 128, 152, 176

Nachrichten

Nachrichten 31, 63, 94, 126, 150, 176

. 6. 42

7. Jahrgang Heft 1/2 Januar/Februar 1942

STADTBIBLIOTHEK SIELBING

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

ERMANISCHE BANKLEHNE
t Schnitzerei im Tierstil:
Gunnar in der Schlangengrube"
tterdal, 12. Jahrhundert

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

7. Jahrgang 1942

Germanen-Erbe

Heft 1/2

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Theodor Steche: Volks- und Stammesnamen in der deutschen Frühgeschichte 2

Karl Brandt: Zur Entstehung der weiblichen Kopftracht. Nach Beobachtungen in der Bretagne . . . 15

Menne F. Helmers: Bäuerliche Backöfen als germanische Überlieferung 21

G. A. Küppers: Bei den Schwaben an der unteren Donau 24

Nachrichten 31

Bücheranzeigen 32

Ein Schild war niemals das Sinnbild des deutschen Soldaten;

sein Sinnbild war zu allen Zeiten ein gutes Schwert.

Lettow-Vorbeck

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

KRAKAU. Gotischer Innenhof im Institut für deutsche Ostarbeit. *In der Mitte Kopernikusdenkmal*

Theodor Steche

Volks- und Stammesnamen
in der deutschen Frühgeschichte

Das Zwischenstück zwischen dem vorgeschichtlichen Zeitraum, dessen einzige Überlieferungszeugnisse die Bodenfunde sind, und dem Mittelalter, für welches zahlreiche Schriftquellen vorliegen, bildet der frühgeschichtliche Zeitraum; aus ihm stammen zwar Schriftquellen, aber sie genügen allein nicht und sind sämtlich im Ausland verfaßt, so daß die Bodenfunde als gleichberechtigte Zeugnisse unbedingt nötig sind. Die Frühgeschichte Deutschlands umfaßt den Zeitraum vom Kimbernzug bis zum Ende des deutschen Zweiges der Merowingerkönige, also die 800 Jahre von 120 vor bis 680 nach dem Beginn u. Ztr.; in den Landschaften östlich der Saale und Elbe muß man die Frühgeschichte bis zur Wiedereindeutschung im 10.—13. Jahrhundert ausdehnen.

Abstammung, Abgrenzung und Kulturhöhe der einzelnen Volksstämme werden sehr oft durch die Bodenfunde reicher und sicherer bezeugt als durch die Schriftquellen. Aber in einer Sache versagen die Bodenfunde ganz gegenüber den Schriftquellen: das sind die Namen der Volksstämme und Völkergruppen. Denn die wenigen Bodenfunde, welche eine Inschrift mit einem Volksnamen enthalten, sind, weil die Inschrift sprachlich gedeutet werden muß, gleichzeitig Schriftquellen und für den Volksnamen nur solche.

Der erfreuliche Aufschwung der deutschen Vor- und Frühgeschichte, der sich in der stets wachsenden Zahl der Ausgrabungen und der steigenden Beachtung in Schulung und Unterricht äußert, erfordert, Ansichten und Darstellungen zu vermeiden, die irgendwelchen Zeugnissen widersprechen und vielleicht später geändert werden müßten. Das Entstehen und Verschwinden von Volksnamen, die Ausbreitung, Einengung und Wanderung ihres Geltungsbereichs entsprechen durchaus nicht immer einem Entstehen, Verschwinden, Ausbreiten, Schrumpfen oder Wandern von Völkern; die Beziehungen zwischen der sprachlichen Benennung und dem tatsächlichen Zustand sind, wie auch sonst oft, verwickelt und verschieden geartet. Den Erforschern der Bodenfunde wird es daher wichtig sein, die verschiedenen Möglichkeiten und ihr Vorkommen bei den Volksnamen der deutschen Frühgeschichte in zusammenhängender Übersicht kennenzulernen.

Stammes- und Gaunamen, Volksnamen und Sammelnamen

Als erstes muß man Klarheit darüber gewinnen, daß den drei in frühgeschichtlicher Zeit bezeugten Gemeinschaften Stamm, Volk und Völkergruppe drei Arten von Namen entsprochen haben: Gaunamen, Volksnamen und Sammelnamen. Für Deutschlands Frühgeschichte vereinfacht sich die Sache dadurch, daß für Gemeinschaften, die nachweisbar Teile eines gleichzeitigen Einzelvolks, also Einwohner eines Gaus, waren, besondere Namen nur vereinzelt bezeugt sind. Der älteste Stammesname ist der der Ambronen. Diese waren nach Plutarchs Zeugnis der kampfkräftigste Teil der Leute, die bei Arausio an der Rhone am 6. Oktober 105 v. u. Ztr. die Römer besiegt haben; diese Sieger waren die Kimbern. Pompejus Festus überliefert, daß die Ambronen ihre Heimat infolge einer Meeresüberschwemmung verlassen hatten; die andern Quellen berichten das von den Kimbern. Also waren die Ambronen ein Kimberngau; bei der Zweiteilung des Heeres im Sommer 102 wurden sie mit den verbündeten Teutonen durch das Rhonetal nach Süden gesandt, während die Hauptmenge der Kimbern zusammen mit den Tigurinern durch die Ostalpen nach Norditalien zog. Vom 1. bis 3. Jahrhundert u. Ztr. sind westlich vom Niederrhein Stämme bezeugt: die Kugerner bei Xanten und die Bätasier waren von den Römern dem Volke der Ubier zugeteilt; die zur Zeit Cäsars selbständigen Germanenvölker der Kondruser und Paimaner treten später als pagus (Gau) Condrustis und pagus Falmanticus der Tungern auf; die Sunuker und die Texwandrer waren den ursprünglich germanischen, dann aber keltisch gewordenen Nerviern angegliedert; unbekannt ist die Zuteilung der Frisiawer und des an der Kyll liegenden Karukergaus. Eine römische Inschrift zeigt, daß die Einwohner von Twihanti (heute Twenthe) sich als Friesen betrachteten. Aus einer anderen Gegend sind Stammesnamen überliefert bei dem Germanenvolk der Lugier, das von Strabo im Jahre 17 u. Ztr. ein „großes Volk" genannt wurde und sich vom Sudetengebirge bis zum Weichselbogen zwischen Krakau und Thorn erstreckte: Tacitus schrieb im Jahre 98 in seiner Germania, daß das Lugiervolk in mehrere Stammesgemeinden geteilt sei, von denen es genüge, die mächtigsten

zu nennen, die Harier, Helweker, Manimer, Helisier und Naharnawalen; Claudius Ptolemäus hat um 150 die Omanner, Dunen und Buren als Lugier bezeichnet. Aus späterer Zeit, dem 4. Jahrhundert, sind die Namen einiger Alamannengaue bekannt, der Bukinobanten, Brisigawen, Lentier und Rätowaren. Die ersten wohnten östlich von Mainz; die Namen der drei andern haben sich in denen des Breisgaus, des Linzgaus am Bodensee und der Landschaft Rieß bei Nördlingen bis heute erhalten.

Auch von einigen Keltenvölkern sind Stammesnamen überliefert. Auf heute deutschem Sprachgebiet ist das einzige derartige keltische Volk das der Helvetier; sie hatten zur Zeit des Kimbernzugs drei, zu Cäsars Zeit vier Gaue, die Tiguriner, Verbigener und Toutonen (von Strabo irrig Tougenen genannt), während der Name des vierten Helvetiergaus nicht überliefert ist.

Da alle diese Gaue als Teile eines gleichzeitigen Volkes nachgewiesen sind, muß man annehmen, daß sie keine besondere, an den Bodenfunden erkenntliche Kultur entwickelt haben. Wenn man nicht in Einzelheiten die Geschichte der Kimbern, Niederrheingermanen, Lugier, Alamannen oder Helvetier behandelt, dann empfiehlt es sich, die Gaunamen, um die Darstellung zu vereinfachen, wegzulassen. Das wird auch schon meistens getan.

Wie die Stammes- und Gaunamen unter den Volksnamen, standen die Sammelnamen über diesen. Für die deutsche Vor- und Frühgeschichte ist es äußerst günstig, daß gerade am Anfang der schriftlichen Überlieferung Sammelnamen und Volksnamen sauber geschieden sind. Der Name Germanen war schon, als Cäsar nach Gallien kam, die Sammelbezeichnung der fünf westlich vom Niederrhein wohnenden Völker der Eburer, Kondruser, Paimaner, Kairoser und Segnen, der nördlich vom Taunus lebenden Ubier und der vom König Ariowist beherrschten Triboker, Nemeter, Wangier, Seduser und Markomannen, zu denen Teile der Sweben und der in Jütland lebenden Haruden gekommen waren. Tacitus hat noch rund 150 Jahre später erfahren, daß nur die niederrheinischen Völker ursprünglich Germanen hießen und sich der Name ausgedehnt hatte; aber schon in der früheſt erkennbaren Zeit war „Germanen“ ein Sammelname.

Die Völkergruppen der Germanen hat um 72 Plinius in seiner Naturgeschichte aufgezählt: „Es gibt fünf Völkergruppen der Germanen: die Wandiler, von denen die Burgunder, die Warinner, die Chariner und die Goten Teile sind. Die zweite Gruppe sind die Ingwäonen, deren Teile die Kimbern, die Teutonen und die Völker der Chauken sind. Am nächsten dem Rhein sind die Istwäonen. In der Mitte des Landes sind die Hermionen, zu denen die Sweben, Hermunduren, Chatten und Cherusker gehören. Der fünfte Teil sind die Peukiner und Bastarner.“ Die Namen der istwäonischen Völker sind im Text ausgefallen. Kurz davor hat Plinius erwähnt, daß Skandinavien von den Hillevionen mit 500 Gauen bewohnt werde; das ist also der sechste Sammelname.

Die Hermionen hat schon Pomponius Mela etwa 30 Jahre vor Plinius erwähnt. Tacitus nennt in seiner Germania die Ingäwonen, Istäwonen und Hermionen, deren Namen von denen der drei Söhne des Urvaters Mannus abstammen sollen, wie in alten Liedern überliefert werde. Diesen Liedstoff hat zwischen 512 und 533 ein Franke auf die Germanenvölker seiner Zeit angewendet und die „Fränkische Völkertafel“ verfaßt; die drei Stammgründer nennt er Ingwo, Istio und Ermeno. Daraufhin ist in einigen späten Handschriften der „Germania“ des Tacitus die Namensform Hermiones in Herminones geändert und in der Neuzeit die Völkergruppe oft Erminonen oder Irminonen genannt worden. Das ist nicht empfehlenswert, denn bei Pomponius Mela, Plinius und Tacitus lautet der Name übereinstimmend Hermiones und das Lied ist sicherlich jünger als die drei Volksnamen, welche die Sage angeregt haben. Den Sammelnamen Wandiler erwähnt Tacitus als eine erloschene Gruppenbezeichnung; den Sammelnamen Hillevionen kennt er gar nicht mehr.

Für einen bekannten Zeitpunkt, das Jahr 72, haben wir also eine Gesamtbezeichnung, Germanen, und sechs einwandfrei bezeugte Völkergruppen, von denen fünf bequeme Sammelnamen und die übrigbleibende einen erträglichen Doppelnamen (Peukiner-Bastarner) tragen. Daneben gibt es eine Anzahl von Volksnamen; um die wenigen Gaunamen braucht man sich nicht zu kümmern. Das ist leicht lernbar und schön darstellbar. Leider hat sich in den 600 Jahren nach 72 vieles geändert, und damit kommen die Schwierigkeiten.

Volksnamen werden zu Sammelnamen

Als erste Änderung betrachten wir die Umwandlung von Volksnamen zu Sammelnamen. Dies haben zwei verschiedenartige Vorgänge bewirkt; der eine davon hat einen gleichlaufenden völkischen Vorgang als Grundlage, der andere nicht.

Die eine Ursache für die Umwandlung eines Volksnamens in einen Sammelnamen ist das Wachstum und die räumliche Ausbreitung des Volkes zu solcher Größe und Weite, daß seine Teile selbständig werden und von Fremden als selbständige Völker einer Völkergruppe gefühlt werden. Bei den Germanen ist dieser Vorgang

zweimal eingetreten. Das erste Mal geschah es bei den Sweben. Cäsar hat sie das „bei weitem größte“ Germanenvolk genannt und 100 Gaue erwähnt, aber durchaus als ein Einzelvolk der Germanen betrachtet; noch Drusus hat im Jahre 11 v. u. Ztr. das Einzelvolk der Sweben den Römern unterworfen. Als aber die Römer im Jahre 5 u. Ztr. unter Tiberius erfuhren, daß sich die östlich der Elbe lebenden selbständigen Völker der Semnen und Hermunduren auch Sweben nannten, gebrauchten sie diesen Namen nur noch als Sammelnamen; Tacitus hat ihn, allerdings als Einziger, auch auf die wandilischen und die skandinavischen Völker angewendet. Das zweite Germanenvolk, das zur Völkergruppe und dessen Volksname zum Sammelnamen geworden ist, waren die Goten. Tacitus hat sie noch als kleines Volk an der Weichselmündung, Ptolemäus unter den kleineren Weichselvölkern aufgeführt; vom 3. Jahrhundert ab waren sie dagegen eine große Völkergruppe im heutigen Südrußland und Rumänien, in West- und Ostgoten geteilt, und im 6. Jahrhundert hat Prokopios die Sprache aller Ostgermanenvölker „gotische Sprache“ genannt.

Der zweite Weg, aus einem Volksnamen einen Sammelnamen zu machen, ist ganz anders: er geht von fremden Völkern aus. Die Franzosen haben den germanischen Volksnamen Alamannen in der Form Allemands auf alle Deutschen übertragen; die Ungarn tun dasselbe mit dem Namen Schwaben; im Altnordischen und heutigen Finnischen heißen wir Deutsche Sachsen. Auch anderswo ist dies vorgekommen: Die Römer haben den Namen Graeci des nordwestlichsten griechischen Kleinvolkes auf alle Griechen ausgedehnt, obwohl sich diese selbst Hellenen nannten. Stets übertragen die Fremden den Namen des Einzelvolkes, das ihnen benachbart ist oder zuerst bekannt wird, auf alle Menschen, welche dieselbe Sprache reden; für die Franzosen des 7. und 8. Jahrhunderts waren Alamannen alle Menschen, mit denen man entweder selbst alamannisch sprechen oder durch einen Dolmetscher für Alamannisch verkehren mußte, ganz gleichgültig, ob sie selbst zu denen gehörten, die sich Alamannen nannten, oder andere Menschen der gleichen Sprache waren.

Dieser von den Fremden ausgehende Bedeutungswandel ist in der deutschen Frühgeschichte dreimal wichtig geworden. Vom Namen Germanen überliefert Tacitus, daß er zunächst für die westlich vom Niederrhein wohnenden Völker gegolten hat und auf die übrigen Völker erst von Fremden, dann von ihnen selbst angewendet worden ist. Der Name Walchen, der in manchen Ortsnamen der Alpen enthalten ist und in den Formen Walachen, Welsche, Wallonen und Wales von Rumänien bis England die germanische Bezeichnung der keltisch oder romanisch sprechenden Nachbarn bildet, entspricht lautgesetzlich genau dem Namen Volken, den ein keltisches Volk trug, dessen einer Teil nach Cäsars Worten noch im Jahre 53 v. u. Ztr. am Main als Südnachbar der Germanen lebte. Besonders bemerkenswert ist, daß der Name Walchen in seinen verschiedenen Formen bestehen blieb, obwohl alle so benannten Völker außer den Einwohnern von Wales die keltische Sprache mit der romanischen vertauschten. Das ist politisch, namentlich für Ostdeutschlands Frühgeschichte, wichtig bei dem dritten zum Sammelnamen gewordenen Volksnamen, dem der Wenden. Claudius Ptolemäus hat das Volk der Weneden östlich der Weichsel zwischen dem „Wenedischen Meerbusen“ und den „Wenedischen Bergen“ angesetzt; das erste kann nur das Frische Haff, das zweite die Masurischen Höhen gewesen sein. 400 Jahre später hat der Ostgote Jordanes die Wenethen das Stammvolk der Slawen genannt; Wenden oder Winden hießen diese jahrhundertelang bei den Deutschen. Seit langem ist aber bekannt, daß zwischen dem Frischen Haff und den Masurischen Höhen im 2. Jahrhundert sicher nicht Slawen gewohnt haben. Den Namen Wenedischer Meerbusen kann Claudius Ptolemäus nicht an seinem Schreibtisch erfunden haben; Jordanes hat unrecht! Die Weneden waren nicht das Stammvolk der Slawen, sondern haben deren Sprache erst übernommen; die Deutschen haben den Namen Weneden trotz deren Sprachwechsel beibehalten und auf alle Slawen übertragen, genau wie sie Entsprechendes früher mit dem Namen Walchen getan hatten.

Sammelnamen werden zu Volksnamen

Die Wandlung von Volksnamen zu Sammelnamen hat auch das Gegenteil neben sich. In Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit sind Sammelnamen auf drei verschiedene Weisen zu Namen von Einzelvölkern geworden.

Die erste Weise ist die allmähliche Vereinigung der mit demselben Sammelnamen belegten Völker zu einem einzigen Staat. Diese Entwicklung haben die Alamannen durchgemacht. Wenige Jahrzehnte nach dem Entstehen dieses Namens hat Asinius Quadratus geschrieben, die Leute trügen den Namen, weil sie „zusammengekommene und gemischte Menschen“ seien; der Name „alle Männer“ bestätigt dies. 282 standen die Alamannen unter neun „Kleinkönigen“; in der durch Ammianus Marcellinus genau überlieferten Zeit von 354 bis 378 gab es ungefähr ebenso viele Gaue, deren Könige voneinander unabhängig waren und manchmal gemeinsam, oft aber verschieden handelten. Das Zusammenwachsen zum Einheitsvolk war aber schon so weit vorgeschritten, daß nur die Namen von vier Gauen gesondert bekannt sind. Um 500 standen alle Alamannen unter einem ein-

zigen König; im 7. und 8. Jahrhundert gab es nur einen Alamannenherzog und nur ein Gesetzbuch der Alamannen. Aus der Völkergruppe war ein Einheitsvolk, aus dem Sammelnamen „alle Männer" ein Volksname geworden.

Ebenso geschah es zunächst mit dem Namen Franken. Dieser ist vom 3. Jahrhundert an für die östlich vom Niederrhein wohnenden Völker bezeugt; deren Einzelnamen Brukterer, Chattwaren, Ampsiwaren, Chamawer und Salier sind aber bis ins 4. und 5. Jahrhundert genannt, und auch die Friesen wurden damals zu den Franken gerechnet. Ziemlich viele Könige dieser fränkischen Einzelvölker sind mit Namen bekannt. Erst 509 und 510 beseitigte Chlodowech, der König der westlichen Salier, die übrigen Frankenkönige; nun wurde aus dem Sammelnamen Franken, der an die Stelle des Sammelnamens Germanen getreten war, ein Volksname. Sehr bald aber setzte eine von dem Namen Alamannen verschiedene Neuentwicklung ein; die Ursache war die gewaltige Ausdehnung des Reiches, das Chlodowechs Nachkommen, die Merowinger, beherrschten. Sie schafften die Namen Brukterer, Chattwaren, Salier usw. ab und teilten ihre Untertanen in die Austrasier und die Neustrier (die Östlichen und die Westlichen); dann unterwarfen sie die Alamannen, Burgunder, Thüringer, Warnen, Nordschwaben und Bajowaren, so daß „Franken" der übergeordnete Sammelname für die Bewohner fast des ganzen heutigen Frankreichs und westelbischen Deutschlands wurde. Vom 8. bis 10. Jahrhundert wurde dieser Sammelname durch die neuen Sammelnamen theodiscus und franciscus (Deutscher und Franzose) abgelöst, die sich zunächst nur auf die deutsche und die altfranzösische Sprache bezogen haben und erst dann zu Volksnamen geworden sind.

Auf die zweite Art ist der Sammelname Wandiler zu dem Volksnamen Wandalen geworden. 171 überschritt während der Markomannenkriege das vorher nie genannte neue Volk der Asdinger die Karpaten; beim Friedensschluß von 181 heißen sie Wandalen, und Asdinger hieß bis 533 die Königssippe dieses Volkes. Das ist nur so erklärbar, daß unter Führung der Asdinger Krieger aus mehreren wandilischen Völkern Neuland erkämpften, sich zunächst nach ihren Führern nannten, dann aber den auf alle passenden ehemaligen Sammelnamen Wandiler in der etwas geänderten Form Wandalen als neuen Volksnamen annahmen. Als um 550 der Ostgote Jordanes die gotische Stammessage und im 7. und 8. Jahrhundert mehrere Männer die langobardische Sage aufzeichneten, da wandten sie die junge Namensform Wandalen auch auf Völker an, welche von den Goten an der unteren Weichsel und von den Langobarden an der Ostseeküste besiegt worden waren; da diese beiden Kämpfe sicher vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung stattgefunden haben, lautete die ursprüngliche Namensform Wandiler.

In der dritten Weise sind Sammelnamen dadurch zu Volksnamen geworden, daß sie in einem Teil ihres Geltungsbereichs abstarben und nur in einem andern Teil weiterlebten. So ist es dem Namen Sweben ergangen. In der Mitte seines Geltungsbereichs verschwand er zwischen 100 und 150 zugleich mit dem Erlöschen des Volksnamens Hermunduren; Claudius Ptolemäus hat nur noch die drei norddeutschen Völker Langobarden, Angeln und Semnen Sweben genannt. Vom 6. bis zum 13. Jahrhundert sind die Nachkommen der Semnen unter dem Namen Nordschwaben, oft aber auch unter dem einfachen Namen Schwaben bezeugt. Im Südwesten hat der von 98 bis 117 herrschende Römerkaiser Trajan die Volksgemeinde der Neckarsweben mit der Hauptstadt Ladenburg bei Heidelberg errichtet; diese „civitas" bestand bis zum Ende der Römerherrschaft in diesem Land. 368 taucht in den Werken des in Gallien lebenden Dichters Ausonius zum erstenmal der Name Sweben als Bezeichnung der Alamannen auf, die seit ihrer ersten Erwähnung 213 nie so genannt waren; offenbar haben die linksrheinischen Einwohner den altgewohnten Namen Sweben ihrer rechtsrheinischen Nachbarn auf die neueingewanderten Alamannen übertragen. Bis zum Ende des Herzogtums Alamannien 746 findet sich, aber nur spärlich, die Bezeichnung Sweben, später Swaben, für sie; das zwischen 911 und 918 neuentstandene Herzogtum nahm den Namen Schwaben an, weil der Name Alamannen damals schon als die französische Bezeichnung der Deutschen empfunden wurde. Im Südosten trugen die Nachkommen der Quaden, die von 454 bis etwa 520 in der heutigen Slowakei ein eigenes Reich hatten, den Namen Swaben; ihre nach Spanien ausgewanderten Stammesbrüder werden stets Sweben genannt. Die Bezeichnung Donausweben oder Donauschwaben ist zwar zweckmäßig, entstammt aber nicht den alten Zeiten. So ist der Sammelname Sweben zu vier Volksnamen an der Mittelelbe, der Mitteldonau, dem Oberrhein und in Spanien geworden.

Ebenso war der letzte Teil der Entwicklung des Namens Franken. Als 843 das Reich Lothringen errichtet wurde, schränkte sich der Geltungsbereich des Namens Austrasien nebst seiner jüngeren Form Ostfranken auf das Land am Main und Mittelrhein ein; das zwischen 911 und 918 entstehende neue Herzogtum nahm den einfachen Namen Franken an. Westlich vom Reich Lothringen nannten sich die zur romanischen Sprache übergegangenen Einwohner Francisci (die Fränkischen) und ihr Land Francia; daraus sind die heutigen

Namen Français und France, Franzose und Frankreich hervorgegangen. Heutige Deutsche stellen sich unter den „Franken", dem seit 911 bestehenden Sprachgebrauch folgend, einen deutschen Einzelstamm vor, der den Sachsen, Thüringern, Bayern, Schwaben usw. gleichgeordnet sei; man muß sich ganz klar darüber werden, daß für die frühgeschichtliche Zeit dieses Bild völlig falsch ist! Der Name Franken war in dieser ein Sammelname, von rund 250 bis 511 auf einem kleineren, von 531 bis 911 auf einem sehr großen Raum; ein einheitliches Volk der Franken kann man nur für die kurze Zeit von 511 bis 531 ansetzen.

Volksnamen breiten sich aus

Die bisher besprochene Umwandlung von Volksnamen in Sammelnamen und umgekehrt ist stets von örtlichen Erweiterungen, Verengungen oder Verschiebungen des Geltungsbereichs der Namen verbunden. Es gibt aber viele für die Vorgeschichtsforscher wichtige örtliche Änderungen des Namenbestandes, welche die Wesensart als Volksnamen nicht angetastet haben.

Wenn ein Volksname in frühgeschichtlicher Zeit seinen Geltungsbereich ausgedehnt hat, muß man zweierlei Vorgänge als möglich in Betracht ziehen. Die erste Möglichkeit ist, daß der Ausdehnung des Namensbereichs eine entsprechende Ausbreitung des Volkes zugrunde liegt, die aber nicht so groß war, daß sie die Einheit des Volkes sprengte und den Volksnamen zum Sammelnamen machte. Am klarsten sind Namenausdehnung und Volkswachstum bei der Ausbreitung der Alamannen zwischen 250 und 500 durch Zeugnisse verknüpft; ebenfalls klar ist es in den Landschaften, welche die Franken westlich vom Rhein bis 486 gewonnen haben. Andere derartige Vorgänge sind so gut bekannt, daß hier nicht darauf eingegangen zu werden braucht. Zu beachten ist jedoch, daß die für die Bodenfunde und die Kulturentwicklung wichtige Frage, ob das wachsende Volk die Einwohner der neugewonnenen Gebiete vertrieben oder eingeschmolzen hat, in der Namengebung keine Wirkungen zeigt.

Die zweite Möglichkeit ist, daß sich ein Staat einen benachbarten Landstrich einverleibt und daß dessen Einwohner allmählich ihren bisherigen Volksnamen mit dem des neuen Staatsoberhauptes vertauschen, ohne daß dabei zahlenmäßig wesentliche Menschenwanderungen stattfinden. Daß es so etwas gibt, möge man sich zunächst an Vorgängen späterer Zeiten klarmachen. Der Name Bayern gilt seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts auch für die Anwohner des Mains und die Leute in der Rheinpfalz; aber es sind nicht plötzlich massenhaft Bayern dorthin eingewandert und haben die dortigen Einwohner unterjocht oder vertrieben, sondern durch staatliche Befehle wurden diese Landschaften dem König von Bayern unterstellt. Hessen war seit 722 ein Gau, seit 1247 eine Landgrafschaft von verhältnismäßig kleinem Umfang in der Gegend von Kassel bis Marburg; durch rein dynastische Vorgänge, ohne Volkswanderungen, kamen im 15. Jahrhundert die Landschaft von Darmstadt und andere Gebiete, am Anfang des 19. Jahrhunderts das Land von Fulda bis Hanau und das linksrheinische „Rheinhessen" unter die Herrschaft der hessischen Landgrafen, später Kurfürsten oder Großherzöge, und die Bewohner nannten sich Hessen.

Solche Namenausbreitungen infolge der Vergrößerung einer Fürstenmacht sind auch schon in Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit vorgekommen. Viel zu oft findet man die Vorstellung, die sozialen und staatlichen Verhältnisse zur Zeit des Cheruskers Arminius seien bis zur Karolingerzeit ziemlich gleich geblieben; das ist ganz irrig! Dabei wird übersehen, welche große Rolle das Königtum bei den Germanen gespielt hat! Schon die Kimbern hatten Könige, Ariowist und Marobod trugen diesen Titel; Tacitus beschreibt das Königtum als bei vielen Germanenstämmen bestehend und berichtet, daß die Könige der Markomannen, Quaden, Goten und Schweden besonders mächtig waren. Nach 400 haben mit Sicherheit nur die Sachsen kein Königtum gehabt; für die Nordschwaben und die Friesen vor dem 7. Jahrhundert fehlen die Zeugnisse; bei allen übrigen Germanenstämmen bestand ein kräftiges Königtum und viele Könige sind namentlich bekannt.

Die früheste Namenerweiterung, die nachweisbar auf der Machtausbreitung einer Königssippe beruht, geschah bei den brukterischen Franken. Kurz vor 98 hatten die Brukterer den an der Ems liegenden Nordteil ihres Landes an die Chamawer und die Angriwaren verloren und waren bis auf einen kleinen, an der Ruhr wohnenden Rest vermindert; bald danach führte ein römischer Feldherr einen König in ihr Land. Um 160 sind ihre Südnachbarn, die Tenkterer, um 260 deren Südnachbarn, die Usipeter, zuletzt genannt; von den letztgenannten wurde ein Teil ins Römerreich umgesiedelt. Um 385 besiegte und tötete der Frankenkönig Mallobaud den Alamannenkönig Makrian, der über das Land östlich von Mainz gebot; 407 kämpften Franken gegen die bei Mainz nach Gallien einbrechenden Alanen und Wandalen; 451 reichte, wie Apollinaris Sidonius gesagt hat, das Gebiet der brukterischen Franken bis an den unteren Neckar. Der Tenkterername und der Alamannenname am Main sind verschwunden, weil diese Landstriche unter die Herrschaft der fränkischen Bruktererkönige kamen; nur bei den Usipetern war der Namenverlust mit einer Volkswanderung verbunden.

Nördlich von den Brukterern wohnten im 3. und 4. Jahrhundert die fränkischen Völker der Chamawer, Chattwaren und Ampsiwaren. 392 standen die beiden letztgenannten unter dem Könige Markomer, 510 herrschte dort nur der einzige König Chararich; nach 400 sind die Ampsiwaren und die Chamawer nie mehr genannt. Erst nach 700 taucht der Gau Hamaland auf; dagegen sind im 5. und 6. Jahrhundert mehrmals die Chattwaren und später oft der gleichnamige Gau erwähnt. Die Königssippe der Chattwaren muß zunächst, spätestens unter Markomer, die Ampsiwaren und dann die Chamawer ihrer Herrschaft einverleibt und dadurch ebenfalls zu Chattwaren gemacht haben.

Sehr wichtig ist ein auf staatlichen Vorgängen beruhender Volksnamenwandel für Schlesiens Frühgeschichte. Das von Strabo, Tacitus und Claudius Ptolemäus übereinstimmend bezeugte große Lugiervolk ist nach 180 nie mehr genannt; zwischen 205 und 229 hießen dagegen die Berge, in denen die Elbe entspringt, „wandalische Berge". Um 200 sind also die Lugier in dem neuen Wandalenvolk, dessen Name im heutigen Ostungarn entstanden war, „aufgegangen"; als Grund für den Namenwechsel kann man nur die Unterstellung unter die asdingische Königssippe ansehen. 407 wanderte auch ein Teil der Nordnachbarn der Lugier, die Silinger, zusammen mit den asdingischen Wandalen nach Spanien; sie hatten aber einen eigenen König und nannten sich silingische Wandalen. Erst 418 schlossen sie sich nach dem Tod ihres Königs unter Verzicht auf den Namen Silinger den asdingischen Wandalen an.

Bei einigen Völkern fehlen Nachrichten, ob sich ihr Name durch Ausdehnung des Volkes oder der Königsmacht ausgebreitet hat. Die wichtigsten davon sind die Thüringer und die Friesen. Die ersten sind um 400 zuerst erwähnt; um 480, beim Beginn genauerer Angaben, standen sie unter dem König Bisin und ihr Reich erstreckte sich von Passau bis Ronneburg bei Hannover. Die Kernzelle war vielleicht die vrn Ptolemäus aufgeführte Landschaft Teuriochaim im heutigen Vogtland; mit dem Namen der Hermunduren hat der Thüringername nichts zu tun, denn der Laut d des 1. und 2. Jahrhunderts ist nie zu einem th des 5. bis 10. Jahrhunderts geworden und die Hermunduren sind schriftlich nur einesteils an der oberen Elbe neben den in Mähren wohnenden Quaden, anderenteils in Süddeutschland nördlich von Augsburg bezeugt, aber nie in Thüringen. Vor dem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Irrtum, die Thüringer den Hermunduren gleichzusetzen, muß dringend gewarnt werden. Die Friesen lebten zunächst nur zwischen der Ems und der Zuidersee; seit spätestens 678 erstreckte sich dagegen ihr Königreich mit der Hauptstadt Utrecht von der flandrischen Grenze bis einschließlich der nordfriesischen Inseln, umfaßte aber nur die Inseln und die niedrigen Marschen und war eine ausgesprochene Seemacht. In diesen späten Jahrhunderten, in welche die Ausbreitung des Thüringerreiches und des Friesenreiches fällt, ist die staatliche Machterweiterung der Königssippen wahrscheinlicher als eine Volksausbreitung.

Einen wichtigen Hinweis gewähren bei solchen Ausbreitungen die Namen. In den Entstehungsgebieten der neuen Völker und in den am frühesten einverleibten Landschaften sind die alten Volksnamen spurlos verschwunden, in den später eingegliederten Landesteilen dagegen als Gaunamen erhalten. Der Thüringername hat in der Umgebung des Thüringer Waldes alle älteren Volksnamen vernichtet; dagegen haben sich die Namen der mitteldeutschen Angeln und der erst von den Merowingerkönigen mit den Thüringern vereinigten Warnen in den Namen der Gaue Engilin an der Unstrut und Werenofeld östlich der Saale und in dem 802 erlassenen Gesetzbuch der Thüringer erhalten. Der Wandalenname hat den Lugiernamen beseitigt; dagegen lebt der Silingername in der slawisch umgeformten Gestalt Schlesien noch heute. Die aus den von Tacitus, aber sonst nie genannten Reudingern und Awionen entstandenen Sachsen haben diese beiden alten Namen und den der zuerst einverleibten Chauchen beseitigt, dagegen die Namen der entfernteren Langobarden und Angriwaren als die des Bardengaus und der Engern übernommen. Wenn man also das Kerngebiet eines nach 100 entstandenen Germanenvolkes sucht, dann vermute man es, bis etwa Bodenfunde etwas anderes beweisen, dort, wo die früheren Volksnamen erloschen sind.

Der Bereich von Volksnamen schrumpft ein

Wenn die Schriftquellen ergeben, daß der Geltungsbereich eines Volksnamens im Laufe der Zeit kleiner geworden ist, muß man drei Ursachen dafür in Betracht ziehen.

Die erste ist, daß ein Volk einen Teil seines Landes, von mächtigen Nachbarn gezwungen, aufgibt und in dem verbleibenden Teil seines Landes dichter zusammenrückt. Am frühesten ist das in Mitteleuropa bezeugt für das keltische Volk der Sequaner, und zwar gleich zweimal. Bis 102 v. u. Ztr. erstreckte sich ihr Land bis an die Alpen nördlich vom Genfer See, bald danach mußten sie das Landstück zwischen Alpen und Jura dem helvetischen Gau der Tiguriner abtreten; im Jahre 59 verloren sie das nördlichste Drittel ihres Landes, die größten Teile der heutigen Rheinpfalz und des Elsasses, an Ariowists Germanen, der den neuen germanischen Ansiedlern den Namen Triboker gab. 53 v. u. Ztr. war der

Wald Bakenis, der später Bokonia hieß und in dem das Kloster Fulda gegründet wurde, die Südgrenze der Cherusker gegen die Sweben; im Jahre 10 v. u. Ztr. verloren sie das heutige Nordhessen an die Chatten, die vom Rhein kommend den Römern auswichen. 532 mußten die Thüringer das Land nördlich der Unstrut räumen und den Sachsen zur Besiedlung überlassen. Andere derartige Verkleinerungen von Volksgebieten sind so bekannt, daß sich eine Erwähnung hier erübrigt.

Die zweite Möglichkeit ist die Abspaltung einiger Volksteile unter neuen Namen zu selbständigen Völkern, während der alte Volksname an einem Rest des Volkes haften blieb. Diesen Vorgang haben wir schon bei den Sammelnamen Sweben und Franken geschildert; er hat aber auch bei mehreren Volksnamen, die nicht den Umfang von Sammelnamen hatten, stattgefunden. Am klarsten ist diese Art der Einschrumpfung des Namensbereichs bei den Kimbern und den Semnen bezeugt. Als ein großer Teil der Kimbern um 120 v. u. Ztr. auswanderte und die Ambronen zu ihnen gehörten, reichte das Kimbernland im Süden mindestens bis zur Insel Amrum; um 150 hat Claudius Ptolemäus in Schleswig und Mitteljütland schon andere Volksnamen, aber die Kimbern als das nördlichste Volk in Jütland genannt; der spätere Bezirk Himbersyssael, das heutige Himmerland, erstreckt sich aber nur noch südlich vom Limfjord bis zum Mariagerfjord. Also haben zuerst die südlichen Volksteile, nach 150 auch die nördlich vom Limfjord lebenden Einwohner den Namen Kimbern aufgegeben. Die östlich der Mittelelbe wohnenden Semnen müssen sich in den Zeiten des Kaisers Augustus und noch des Tacitus bis zur Ostsee erstreckt haben, weil ein nördlich von ihnen lebendes Volk nicht genannt ist; Claudius Ptolemäus hat dagegen an der Küste zwischen der Warnow und der Oder die Farodiner und zwischen ihnen und den Semnen zwei Kleinvölker genannt. Diese drei Neuvölker müssen ehemalige Gaue der Semnen gewesen und zwischen 100 und 150 selbständig geworden sein. Weiter östlich, in der Gegend von Bromberg, lebten die Helweker; diese hat Tacitus noch ein Teilvolk der Lugier genannt, Ptolemäus aber als selbständiges Volk aufgeführt.

Öfter, als viele Leute denken, ist der Geltungsbereich eines Namens dadurch verkleinert worden, daß ein übergeordnetes Staatsoberhaupt die Grenzen der Verwaltungsbezirke staatlich geändert und Teile eines Bezirks unter neuen Namen zu selbständigen Bezirken gemacht hat. Das klarste Vergleichsbeispiel aus dem Mittelalter ist das Einschrumpfen des Landes Lothringen. Das Reich des von 855 bis 869 herrschenden Königs Lothar II. erstreckte sich vom Wasgenwald bis zur Nordsee; das 911 entstandene und 959 in Ober- und Niederlothringen geteilte Herzogtum umfaßte die Lande nördlich der Rheinmündungen nicht mehr; im 11. Jahrhundert löste sich das Herzogtum Niederlothringen in viele kleinere Fürstengebiete auf; das übrigbleibende Oberlothringen, das nun einfach „Herzogtum Lothringen“ genannt wurde, schrumpfte allmählich durch viele Landverluste zu dem Umfang der heutigen Landschaft Lothringen ein. Alles dies geschah durch staatliche Änderungen ohne Vertreibungen oder Wanderungen der Einwohner. Für die Frühgeschichte sind manche derartige staatlich angeordnete Namenänderungen wichtig. Westfriesland wurde im 10. Jahrhundert in die Grafschaften Seeland und Holland geteilt; diese kamen allmählich so stark unter den Einfluß der südlichen und östlichen Nachbarn, daß ihre Bewohner die friesische Sprache mit der niederfränkischen vertauschten; von Ostfriesland wurde die Grafschaft Oldenburg abgetrennt und deren Einwohner übernahmen die niedersächsische Sprache. Thüringens Hauptstadt war, wie zwei Urkunden des letzten Thüringerherzogs Heden aus den Jahren 704 und 716 bezeugen, damals Würzburg; erst Karl Martell hat zwischen 719 und 722 das Herzogtum Thüringen beseitigt und den Geltungsbereich des Namens Thüringen durch die Schaffung der neuen Bezirke Hessen, Grabfeld (mit der Hauptstadt Würzburg) und des Landes an der Altmühl auf seinen heutigen Umfang eingeengt. Die Meinung, das Mainland sei schon 531 bis 533, als die Merowinger Thüringen unterwarfen, abgetrennt worden und habe den Namen „Franken“ erhalten, ist völlig irrig! Die Stadt Speier und ihr Bezirk gehörten bis mindestens 737 zum Alamannenland; im 9. Jahrhundert war der „Speiergau“ ein selbständiger Verwaltungsbezirk, als solcher ging er nach 911 in dem neuen Herzogtum Franken auf. Die „südfränkische“ Mundart spiegelt in ihrer Mittelstellung zwischen dem Alamannischen und dem eigentlichen Fränkischen dieses Schicksal noch heute wieder.

Volksnamen verschwinden

Der äußerste Fall des Einschrumpfens eines Volksnamenbereichs ist der, daß der Name gänzlich verschwindet. Die Ursachen der Volksspaltung und der staatlichen Umbenennung bestehen auch hier.

Der bedeutendste infolge Volksspaltung erloschene Germanenname ist der der Hermunduren. Tacitus hat diese 98 noch als großes Volk beschrieben; Claudius Ptolemäus kennt rund 50 Jahre später ihren Namen überhaupt nicht mehr, sondern nennt am Fränkischen Jura die Chaitworer und Marwinger, in Nordostböhmen die Batiner und die Bewohner der Landschaft Bainohaim; das sind alles neue Namen. Das „Bainoheim“ ist später von den

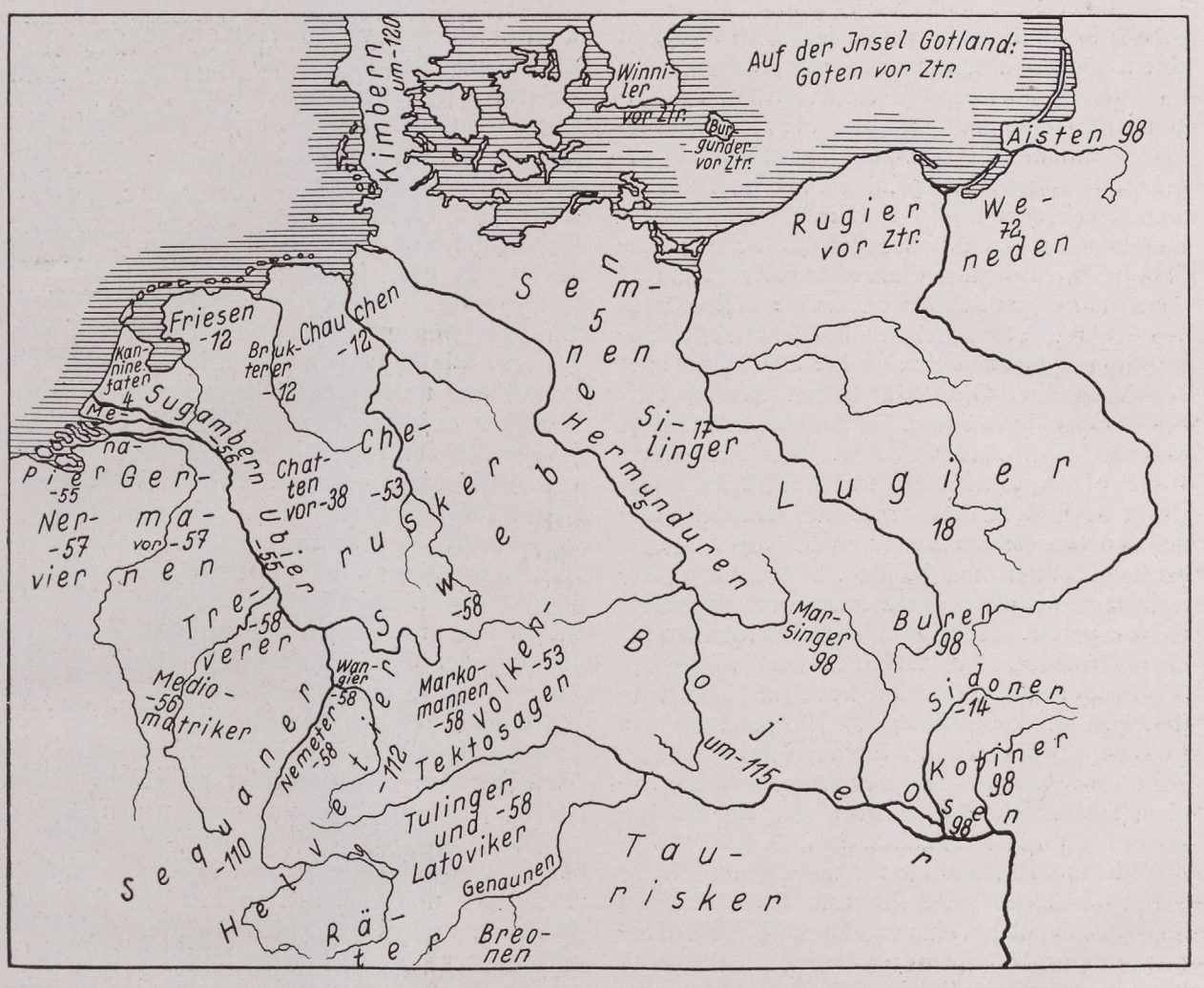

ABB. 1. VOLKS- UND STAMMESNAMEN *auf Grund der Schriftquellen*

Langobarden Bainaib, seine Bewohner sind Baininger genannt worden. Zwischen 14 und 17 sind die Gambriwer und die Marsen als Völker genannt, die zwischen den Sweben und den Küstenvölkern irgendwo im heutigen Südhannover, Nordhessen oder Westfalen gelebt haben; Tacitus führt ihre beiden Namen zusammen mit den Namen Sweben und Wandiler als ehemalige Sammelnamen an und nennt in ihren alten Wohnsitzen die neuen Kleinvölker der Dulgubner und Chaswaren nebst einigen andern, deren Namen nicht erwähnenswert seien. Die Gambriwer und die Marsen haben sich also zwischen 17 und 98 in mehrere Völker mit neuen Namen zerspalten. Tacitus sagt in seiner Germania, die Kimbern und die Cherusker seien nur noch kleine Völker; bei Claudius Ptolemäus ist der Name Semnen, wie schon erwähnt, auf das heutige Brandenburg und der Name Chatten auf das Land an der obersten Werra und dem oberen Main eingeschränkt. Der Name Hessen hat mit dem Namen Chatten nichts zu tun; er wird im Alt- und Mittelhochdeutschen stets mit ſſ geschrieben, während eine spätere Form des Namens Chatten damals mit zz geschrieben wäre und heute Hetzen lauten würde. Zwischen 50 und 150 sind in Deutschland mit Ausnahme der Lugier alle Großvölker in kleinere zerfallen, wobei einige Namen eingeschränkt wurden, andere ganz erloschen; es geschahen soziale und staatliche Änderungen, die in den Schriftquellen gar nicht erwähnt, aber der größten Aufmerksamkeit der Bodenforscher würdig sind.

Durch staatliche Umbenennung sind die Namen einiger den Römern untertäniger Germanenvölker erloschen. Die Eburer (Eburonen) an der unteren Maas wurden von Cäsar beinah vernichtet, aber noch Strabo hat sie erwähnt (denn wie sollten die übriggebliebenen Bewohner des Eburerlandes sonst heißen?); Kaiser Augustus hat sie und andere Germanenvölker dieser Gegend zu dem neuen Volke der Tungern zusammengefaßt. Die rechts vom Niederrhein wohnenden Sugambern wurden im Jahre 8 v. u. Ztr. vom römischen Feldherrn Tiberius teils vernichtet, teils zwangsweise auf die andere Rheinseite umge-

siedelt; ihr Volksname wurde jedoch nur noch in einem römischen Truppenteil weitergeführt, der Bevölkerung aber wurden die neuen Namen Kugerner, Bätasier und Tungern, die vielleicht ehemalige Gaunamen der Sugambern waren, gegeben. Andere linksrheinische Germanenvolksnamen erloschen infolge des römischen Verwaltungsbrauchs, einen Volksbezirk mit seiner Hauptstadt zu einem einzigen Verwaltungskörper zu verschmelzen, dessen Namen civitas am besten durch das Wort „Volksgemeinde" übersetzt wird. Allmählich verschwand entweder der Stadtname oder der Volksname. Die Ubier hatten schon zur Zeit des Tacitus die Neigung, sich nach der Römerstadt Colonia Agrippinensis, dem heutigen Köln, Agrippiner zu nennen, und 157 ist ihr Name zuletzt bezeugt; die Kugerner und Bätasier übernahmen den Namen der Colonia Trajana, dem heutigen Xanten, welche schon in der späten Römerzeit Trojana genannt wurde und später die Sage erzeugte, die Franken seien Nachkommen der alten Trojaner. Das Tribokerland wurde um 300 durch Kaiser Diokletian mit dem bisher selbständigen Legionsstandort Argentoratum (Straßburg) zu einer „civitas" vereinigt und dieser der Name Argentoratensis gegeben, weil der Legionsstandort viel bedeutender war als die bisherige Hauptstadt, Brumat, der Triboker; nach 300 ist der Tribokername nie mehr genannt.

Im heutigen Frankreich und linksrheinischen Deutschland sind auch in umgekehrter Weise Volksnamen zu Stadtnamen geworden. Während des 3. Jahrhunderts sind in Gallien mit Ausnahme des Südens fast alle Namen der Volksstämme, denen die Römer die Rechtsform der civitas gegeben hatten, auf die Hauptstädte bezogen worden und haben deren alte Ortsnamen verdrängt. Viermal ist dies auch im Raum des heutigen Deutschlands geschehen; deshalb ist dieser Sprachwandel auch für die deutsche Frühgeschichte wichtig. Die Namen der keltischen Treverer und der germanischen Tungern leben in den Stadtnamen Trier und Tongern weiter; die Volksnamen der Nemeter und Wangier wurden seit dem 3. Jahrhundert auf ihre Hauptorte Noviomagus und Borbetomagus angewendet. Hier hat aber die einheimische Bevölkerung den römisch-gallischen Bedeutungswandel der Namen nicht mitgemacht, sondern der Stadt Noviomagus den neuen Namen Spira und dem Ortsnamen Borbetomagus die neue Form Wormetia gegeben; daher heißen heute die beiden Städte Speier und Worms und die Volksnamen Nemeter und Wangier sind erloschen.

Neben den drei Möglichkeiten, daß Volksnamen durch Volksspaltung, staatlich angeordnete Umnennung und Umwandlung in Stadtnamen erloschen sind, besteht die vierte Möglichkeit, daß ein Volk in einem benachbarten aufgegangen ist und seinen Namen deshalb verloren hat. Dies haben wir schon bei den Tenkterern, Ampsiwaren, Chamawern und Lugiern besprochen, die in den Brukterern, Chattwaren und asdingischen Wandalen aufgegangen sind. In diesen Fällen ist nicht überliefert, ob die Königssippen der Brukterer, Chattwaren und Asdinger die andern Völker auf friedlichem oder kriegerischem Weg unter ihre Herrschaft und zum Namenwechsel gebracht haben. In zwei Fällen sind dagegen Nachrichten vorhanden. Die Chauchen (oft unrichtig Chauken genannt) sind unter Verlust ihres Namens in den Sachsen aufgegangen; die sächsische Stammessage erzählt von einer kriegerischen Einwanderung aus Holstein in das Land Hadeln, und die Friedhöfe östlich der unteren Weser zeigen einen Siedlungsbruch; die langobardische Sage überliefert, daß dieses Volk die Bewohner der Landschaft Bainaib, dem früheren Bainoheim in Nordostböhmen, unterworfen und zu „Halbfreien" gemacht habe. Der Namenverlust allein sagt über die Art des Vorgangs nichts.

Fünftens sind manche Volksnamen dadurch verschwunden, daß sich ihre Träger mit benachbarten Volksstämmen gleichberechtigt zu einem neuen Volk zusammenschlossen und einen neuen Namen wählten. Die bekanntesten Beispiele dafür sind die Zusammenschlüsse der von Tacitus genannten Reudinger und Awionen zu den von Claudius Ptolemäus zuerst erwähnten Sachsen und mehrerer süddeutscher Kleinvölker in der Zeit vor 213 zu den Alamannen. Die bekanntesten neuzeitlichen Vergleichsbeispiele dafür, daß neue Volksnamen zwecks Verschmelzung mehrerer bisheriger Völker geschaffen wurden, sind die Namen Rumänen für die Einwohner der ehemaligen Fürstentümer Moldau und Walachei und Jugoslawen für die Serben, Kroaten und Slowenen.

Nun bleibt noch die sechste Möglichkeit, die vielleicht manchem zuerst in den Sinn kommen mag: der Volksname verschwindet, weil das Volk vernichtet wird. Dies ist zwar mehrmals geschehen, aber nur bei den Namen solcher Germanenvölker, die ihre Heimat verlassen und sich unter einer zahlreicheren eingesessenen Bevölkerung angesiedelt hatten. Als das Wandalenreich in Nordafrika 533 und der letzte ostgotische Graf von Verona mit seinen Anhängern 562 von den Byzantinern unterworfen waren, erloschen die Volksnamen Wandalen und Ostgoten sofort; die wenigen Überlebenden wurden Untertanen des byzantinischen Kaisers und nach damaligem Staatsrecht und Sprachgebrauch Römer. Dagegen haben die Reste der Heruler und der Westgoten noch mehrere Jahrzehnte, die teils von den Langobarden, teils von den Awaren unterworfenen Gepiden noch über 200 Jahre lang ihre Volksnamen nach dem

Untergang ihrer Reiche weitergeführt. Im Raume des heutigen Deutschlands ist kein einziger Fall bezeugt, daß ein Volksname wegen der Vernichtung des tragenden Volkes erloschen sei.

Volksnamen wandern

Auch bei der Wanderung von Volksnamen muß man zweierlei Ursachen in Betracht ziehen: völkische und staatliche.

Daß Germanenvölker gewandert sind und dabei ihre Namen mitgenommen haben, ist sehr oft einwandfrei bezeugt und wohlbekannt. Da der sprachliche Vorgang hierbei sehr einfach und klar ist, indem Volk und Volksname immer beisammengeblieben sind, brauchen wir auf diese Wanderungen nicht weiter einzugehen.

Gerade diese Klarheit des sprachlichen Vorgangs und die zahlenmäßige Häufigkeit der Wanderungen haben im 19. Jahrhundert fast durchweg die Meinung erzeugt, jeder Namenwanderung liege eine Volkswanderung zugrunde. Diese Ansicht ist irrig. Es hat auch schon in frühgeschichtlicher Zeit Namenwanderungen gegeben, welche staatlich verursacht waren, nämlich dadurch, daß einem Verwaltungsbezirk einmal ein Stück Land abgenommen und später ein anderes hinzugefügt worden ist.

Diese Art der Namenwanderung muß man sich an den Schicksalen klarmachen, die der Name Sachsen im Mittelalter und in der Neuzeit erlitten hat. Bis 1180 hatte das Herzogtum Sachsen ungefähr denselben Umfang wie das Volksgebiet zur Zeit der Unterwerfung durch Kaiser Karl; nur waren die vorübergehend slawisch gewesenen Gebiete um Lauenburg und Wittenberg hinzugekommen. Gerade auf diese zwei Landstücke wurde 1180 beim Sturz Heinrichs des Löwen der Name „Herzogtum Sachsen" beschränkt. Das Herzogtum Sachsen-Lauenburg erlangte keine größere Bedeutung und erlosch 1689; dagegen wurde das Herzogtum Sachsen-Wittenberg Kurfürstentum. 1423 fielen das Land und die Kurfürstenwürde an die Markgrafen von Meißen, und diese nannten sich, weil der Kurfürstenrang höher war als der eines Markgrafen, Kurfürsten von Sachsen. 1815 wurde das ehemalige Kurfürstentum um Wittenberg von dem inzwischen Königreich gewordenen Lande Sachsen abgetrennt; infolge der zweimaligen Landerweiterung und zweimaligen Abtrennung des Stammlandes haftet seitdem der Name Sachsen an dem nördlich vom Erzgebirge liegenden Land, dessen Einwohner in Blut, Sprache und Wesensart nicht die Nachkommen der alten Sachsen sind. Eine Volkswanderung von der unteren Weser an die obere Elbe war mit dieser Namenwanderung nicht verbunden. Solche staatlich verursachten Namenwanderungen hat es auch in Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit gegeben.

Der Name Franken soll nach einer im 19. Jahrhundert fast durchweg geglaubten Meinung dadurch an den Main gekommen sein, daß im Krieg von 531 bis 533 dort fast alle Thüringer getötet oder vertrieben und Franken als Neusiedler eingewandert seien. Wir haben schon dargelegt, daß erst Karl Martell zwischen 719 und 722 durch Verwaltungsmaßnahme den Namen Thüringen am Main beseitigt hat und daß erst im 9. Jahrhundert der Name Ostfranken, später der einfache Frankenname dorthin gekommen ist. Ebenso falsch ist die Meinung, der Name der Bajowaren (Bayern), der ehemaligen Bewohner des Bojoheims, sei durch eine Wanderung dieses Volkes aus Böhmen ins heutige Bayern gekommen. Diese Ansicht beruht auf einer Angabe, die zwischen 1129 und 1139 in die „Jahrbücher von Sankt Rupprecht in Salzburg" aufgenommen ist, im Jahre 508 seien die Bayern unter ihrem Herzog Theodo in ihr jetziges Land eingewandert. Aber die alten Schriftquellen ergeben ein ganz anderes Bild! Um 475 wurde Passau von den Thüringern, seine Umgegend von den Alamannen besetzt und die letztgenannten fielen sogar in Kärnten ein; der 548 gestorbene Merowingerkönig Theudebert I. von Austrasien schrieb an den Kaiser Justinian, sein Reich erstrecke sich an der Donau bis zu Pannoniens Grenze, also bis zum Wienerwald, unter den ihm gehorchenden Völkern hat er aber die Bajowaren nicht genannt. 554 kehrte ein Teil der Alamannen von einem Kriegszug aus Italien durch Venetien in die Heimat zurück. Dagegen war um 565 der Lech bei Augsburg die Grenze zwischen dem Alamannen- und dem Bayernland; aber noch nach 615 gehörte nach dem Zeugnis des Jonas von Bobbio das Land der alten Bojer, also Südböhmen, den Bajowaren.

Es ist ganz unmöglich, daß das damals kleine Bajowarenvolk das Land östlich vom Lech den mächtigen Merowingerkönigen mit Gewalt hätte entreißen können. Aber ihr erster mit Namen bekannter Herrscher Garibald half 555 dem Merowinger Chlothachar I. durch seine Heirat mit der langobardischen Königstochter Walderada, welche Chlothachar aus der Ehe entlassen mußte, aus einer großen Verlegenheit; offenbar hat ihm dieser das Land östlich vom Lech aus Dank und als Mitgift für Walderada abgetreten. Südböhmen mußten die Bajowaren erst 632 und 633 infolge der Siege des Slawenfürsten Samo räumen. Der Irrtum in den Jahrbüchern von Sankt Rupprecht in Salzburg beruht auf einer 1129 angestellten Berechnung, wann der 716 gestorbene Bayernherzog Theodo gelebt habe; in dieser ist der machtlose Scheinkönig Childebert III. (695—711) mit dem bedeutenden König Childebert II. (575—595) verwechselt und dieser, auf Grund der durchschnittlich um 65 Jahre zu niedrigen Jahreszahlen in der Chronik des Abtes Regino von Prüm, fälschlich in

den Anfang des 6. Jahrhunderts versetzt worden. Daraufhin wurde dann die Jahreszahl 508 für die angebliche Einwanderung der Bajowaren erfunden. In Wirklichkeit ist der Geltungsbereich des Bajowarennamens durch einen staatlichen, keinen völkischen Vorgang ausgedehnt worden; nur der Verlust des Stammlandes beruht auf einer Abwanderung der Bevölkerung, aber diese geschah beinah 80 Jahre später.

Auch die Volksnamen Nemeter und Wangier (Wangionen) sollen nach einer aus dem 19. Jahrhundert stammenden Meinung durch Volkswanderung in das ehemals den Kelten gehörende linksrheinische Land um Speier und Worms gekommen sein. Jedoch haben Cäsar und Strabo die Triboker als das einzige westlich vom Oberrhein wohnende Germanenvolk aufgeführt; Cäsar sagt ferner, daß das Nemeterland an den Schwarzwald angrenzte. Im Jahre 68 hat der römische Kaiser Galba mehrere Volksgrenzen in Ostgallien geändert; zwei Jahre später unterstanden außer den Tribokern auch die Wangier dem Befehlshaber des linken Rheinufers. Plinius hat um 72 die Triboker und die Wangier nebeneinander aufgezählt; bald danach hat aber der 79 gestorbene Kaiser Vespasian den Ort Noviomagus, das heutige Speier, zur Hauptstadt der Nemeter gemacht. Tacitus und alle späteren Schriftquellen erwähnen die Wangier und die Nemeter nur westlich vom Oberrhein. Der römische Staat hat also 68 dem Wangierland, zwischen 72 und 79 dem Nemeterland linksrheinische Gebiete hinzugefügt und vor 98 das ursprüngliche Land der Wangier und Nemeter unter neuem Namen abgetrennt; auch hier sind die Volksnamen infolge von staatlichen Änderungen, nicht von Volkswanderungen verschoben.

Völker wandern oder erlöschen, aber ihre Namen bleiben

Mancher Vor- oder Frühgeschichtsforscher mag einen Schrecken bekommen, wenn er die obige Überschrift liest: wie kann man denn überhaupt noch den Volksnamen trauen, wenn sie örtlich oder zeitlich ihr Volk überdauern können? Tatsächlich haben aber in Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit einige Volksnamen ihre ursprünglichen Träger überlebt; allerdings ist dies nur wenige Male vorgekommen, aber gerade diese Fälle muß man kennen.

Die keltischen Bojer wurden um 60 v. u. Ztr. vom Dakerkönig Boirebist fast vernichtet; der Rest wanderte 58 mit den Helvetiern nach Ostgallien aus und fand im Häduerland eine neue Heimat. Als rund 50 Jahre später die Markomannen unter dem König Marobod in das menschenleere Land einzogen, übernahmen sie den Namen Bojoheim; in der Form Böhmen lebt dieser noch heute. Südlich der Donau im heutigen Nordwestungarn hat noch um 150 Claudius Ptolemäus die „Einöde der Bojer" angegeben; in gleicher Weise hat er das Land am oberen Neckar die „Einöde der Helvetier" genannt. Daraus ergibt sich, daß in Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit menschenleere Länder noch jahrzehntelang nach ihren früheren Bewohnern benannt worden sind.

Zwischen 515 und 533 sind die Bewohner Böhmens zum erstenmal Bajowaren genannt; der Namensteil Bajo- entspricht, weil in den germanischen Sprachen kurzes betontes o zu a wurde, dem alten Namensteil Bojo-. Am Ende des 4. Jahrhunderts sind die Rätowaren genannt; sie lebten in der heutigen Landschaft Rieß, die ein an die Alamannen verlorener Teil der römischen Provinz Rätien gewesen war. Die Einwohner des linken Rheinufers, das die Römer ripa nannten, hießen seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts Ripwaren; an der unteren Weser taucht im Jahre 16 zuerst das Volk der Angriwaren auf, das nach den Angern (Wiesen) benannt war. Seit langem steht fest, daß damals mit dem Wortteil -waren Volksnamen gebildet wurden, welche die Einwohner von Ländern bezeichneten, die entweder nach Dingen (wie ripa oder Anger) oder nach früheren Völkern (wie den Bojern oder Rätern) benannt waren.

Das Verhältnis der Namen Bojer und Bajowaren, Räter und Rätowaren ist so klar, daß seit langem als sicher gilt: Ein Germanenvolk, dessen Name mit dem Wortteil -waren aus einem andern Volksnamen gebildet ist, wohnte in demselben Land wie das frühere Volk, stammte aber nicht von ihm ab. Diese Erkenntnis ist wertvoll, wenn die Überlieferung versagt. So kann man die Borachtwaren, die zuerst 692 genannt sind und deren Name in dem des mittelalterlichen Gaus Borachtra an der Ruhr weiterlebt, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit für Bewohner des Landes der alten Brukterer, aber nicht für deren Nachkommen halten. Dazu paßt, daß im 6. Jahrhundert östlich vom Niederrhein große Kämpfe stattfanden, in denen Franken zurückwichen und Sachsen vordrangen, so daß ein Bevölkerungswechsel an der Ruhr möglich erscheint. Die Chatten wanderten 38 oder 19 v. u. Ztr. in das Land der Ubier am Rhein ein, verließen es aber schon im Jahre 10 und zogen in das bis dahin den Cheruskern gehörende Nordhessen; ihre ältesten Wohnsitze sind nicht bekannt, müssen aber in Nordwestdeutschland gelegen haben, weil die später in der Rheinmündung lebenden Batawer von ihnen abstammten. Im heutigen Südwestfalen lebten, zuerst im Jahre 4 u. Ztr. erwähnt, die Chattwaren; ihr Name deutet darauf hin, daß sie sich nach dem von den Chatten verlassenen Lande nannten, dadurch ergibt sich Südwestfalen als älteste Chatten-

heimat. Die Ampsiwaren an der oberen Ems kann man für Nachfolger der von Strabo im Jahre 17 genannten Ampsianer halten, die irgendwo westlich der Weser saßen; aus dem Flußnamen Amisia (Ems) kann der Wortteil Ampsi- im 1. Jahrhundert nicht abgeleitet sein.

Die Ampsiwaren wurden, wie Tacitus ausführlich schildert, im Jahre 58 u. Ztr. von den Chauchen aus ihrem Lande vertrieben und nach längerem Umherwandern von den benachbarten Völkern vernichtet oder verknechtet, somit als Volk ausgelöscht. Im 4. Jahrhundert gibt es jedoch wieder Ampsiwaren, und wieder an der oberen Ems! Daß sich Reste der alten Ampsiwaren erhalten hätten, widerspricht der Schilderung des Tacitus und der Tatsache, daß ihr Name zwischen 58 und 300 nie vorkommt. Die Sache läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß der Namensteil Ampsi- als ein Landschaftsname weitergelebt hat und daß die neuen Einwohner chauchischer Abkunft allmählich wieder Ampsiwaren genannt wurden; der Name Ampsiwaren hat im 1. und im 4. Jahrhundert zwei verschiedene Völker verschiedener Herkunft bezeichnet.

Dasselbe gilt noch für einen anderen Volksnamen. Tacitus berichtet, daß das Land am Rhein zwischen Lippe und Ijssel, das im 1. Jahrhundert die am Niederrhein stehenden römischen Legionen sich als menschenleeres Weideland vorbehielten, zuerst den Chamawern, dann den Tubantern und dann den Usipetern gehört hatte. Die Chamawer müssen also fortgezogen sein; dazu paßt, daß Claudius Ptolemäus sie und die Tubantern an der oberen Werra aufgeführt hat. Noch vorher haben aber, wie Tacitus überliefert, kurz vor 98 Angriwaren und Chamawer die Brukterer schwer besiegt; seitdem lebten zwischen Lippe und Ijssel Chamawer und dieses Gebiet hieß seit dem 8. Jahrhundert Hamaland. Das Legionsweideland haben die Römer während des Bürgerkriegs und Bataweraufstands der Jahre 69 und 70 verloren und nicht wiederbekommen; die seit 98 dort bezeugten Chamawer müssen ihre Heimat damals neu besiedelt haben.

Sie waren also ein anderes Volk als die lange vor 58 ausgewanderten und um 150 an der oberen Werra lebenden ersten Chamawer. Eigentlich hätte der Name der späteren Besiedler Chamawowaren lauten müssen; aber das war infolge einer Tücke des Schicksals, welche den neuzeitlichen Frühgeschichtsforschern die Arbeit schwer macht, nicht der Fall.

Glücklicherweise sind die Volksnamen Ampsiwaren und Chamawer die einzigen Germanennamen, die in gleichlautender Gestalt zwei verschiedene Völker bezeichnet haben. Bei den übrigen Volksnamen braucht man diese Quelle der Unsicherheit nicht zu fürchten.

Schlußfolgerungen für die Bodenforschung

Aus den vorstehenden Ausführungen geht hervor, daß in Deutschlands frühgeschichtlicher Zeit das Entstehen und Erlöschen, Ausbreiten, Einschrumpfen oder Wandern von Namen niemals eindeutig die Ursachen erkennen läßt, sondern stets entweder völkisch oder staatlich, zuweilen auch durch besondere Ursachen veranlaßt ist. Die im 19. Jahrhundert herrschende Meinung, jeder Namenwanderung liege eine Völkerwanderung zugrunde, war irrig. Gustaf Kossinna hat um 1895 auf Grund dieser falschen Auffassung daran gezweifelt, an Hand der Schriftquellen und Volksnamen die Vergangenheit Deutschlands aufzuhellen, und sich deshalb den Bodenfunden zugewandt, was dann sehr segensreiche Folgen hatte. Erst die sprachwissenschaftliche Wortbedeutungslehre, die im 20. Jahrhundert entwickelt und besonders zwischen 1920 und 1930 ausgebaut worden ist, hat Kennern die Möglichkeit gegeben, die verschiedenartigen Verhältnisse zwischen Volksnamen und Völkern auf Grund der sprachlichen Erscheinungen, die das Verhältnis zwischen „Wörtern und Sachen“ zeigt, aufzuklären.

Die Erforscher der Bodenfunde können sich neben den Schwierigkeiten und Mühen, die ihnen ihr eigenes Arbeitsgebiet bereitet, nicht so genau in diese verwickelten sprachwissenschaftlichen Fragen einarbeiten; daher ist hier das für Deutschlands Frühgeschichte Wichtigste zusammengestellt worden.

Was muß man nun aus den neuen Erkenntnissen folgern? Manche Bodenforscher neigen dazu, die überlieferten Volksnamen für beinahe nutzlos zu halten und irgendwelche während der letzten Zeit ausgewählte willkürliche Namen zu gebrauchen. Dieses Verfahren muß schwere Bedenken erregen. Wenn auch die Volksnamen die Erkenntnisse, die man aus ihnen im 19. Jahrhundert entnehmen zu können meinte, nicht liefern, so muß man jedoch sprachwissenschaftlich als völlig sicher ansetzen, daß jeder Änderung im Namenbestand irgendein völkischer, staatlicher oder sozialer Vorgang zugrunde liegt. Ohne Ursache ändern die Menschen ihre Benennungen nicht; aus der Luft haben die römischen und griechischen Schriftsteller die Volksnamen auch nicht gegriffen. Wer über die Namen hinwegsieht, versperrt sich selbst den Blick für mannigfaltige Ereignisse, die sich unter Umständen auch in den Bodenfunden ausgewirkt haben. Daß die Lugier seit rund 200 Wandalen heißen, zeigt, daß sie von da ab mit den im heutigen Ostungarn lebenden Wandalen in einem Staat vereinigt waren; von 200 ab müssen die Beziehungen zwischen Ostungarn und Schlesien sowie Westpolen plötzlich viel enger geworden sein als bisher! Die Abspaltung der Farodiner von den Semnen in der 1. Hälfte

des 2. Jahrhunderts kann die Wanderung des Namens Rugier von Ostpommern bis auf die Insel Rügen vorbereitet haben, wirft also vielleicht Licht auf eine späte Verschiebung der Grenze zwischen West- und Ostgermanen, deren Einzelheiten die Bodenfunde ergeben müssen. Der Zerfall aller westgermanischen Großvölker zwischen 50 und 150 deutet auf tiefgehende soziale Umgestaltungen hin, auf die bei der Erforschung der Bodenfunde des 1. und 2. Jahrhunderts zu achten wäre. Die Änderungen im Volksnamenbestand geben also der Frühgeschichtsforschung nicht immer Antworten, wohl aber in jedem Fall Anregungen zur Weiterarbeit.

Unleugbar erschwert der Namenwechsel manchmal die Darstellung der Vorgänge in Schulung und Unterricht. Aber das ist in der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit noch schlimmer; die Territorialgeschichte von 700 bis 1870 ist viel verwickelter und schwerer merkbar als die Geschichte der Germanenstämme in der frühgeschichtlichen Zeit; trotzdem beißen sich Lehrer und Schüler im Unterricht durch diese Schwierigkeit hindurch. Viel gefährlicher erscheint es, wenn nach einer vereinfachten, sachlich zum Teil unrichtigen Darstellung Menschen, die sich genauer mit der Vor- und Frühgeschichte befassen wollen, plötzlich Unstimmigkeiten zwischen dem bisher Gelernten und den Überlieferungszeugnissen finden; leicht werden sie dadurch mißtrauisch. Daß weltanschauliche Gegner im In- und Ausland etwaige sachliche Unrichtigkeiten der deutschen Forschung ausnutzen würden, sei nur nebenbei erwähnt.

Daß man alle Namen von Gauen und Kleinvölkern anführt, ist wohl nur selten nötig; im allgemeinen wird es genügen, nur bei der Behandlung eines bestimmten Raumes sämtliche dort bezeugten Volksnamen zu nennen, während man bei Überblicken über die gesamte deutsche Frühgeschichte sich auf die Erwähnung beschränken kann, daß zwischen 50 und 150 sehr viele kurzlebige Namen von Kleinvölkern bestanden haben. Bei den Großvölkern sollten aber keine Abweichungen von der Überlieferung bestehen.

Es ist üblich und auch zweckmäßig, einige germanische Volksnamen auch über die schriftlich bezeugte Zeit hinaus in die letzten Jahrhunderte der vorgeschichtlichen Zeit zurückzuverlegen, wenn die Bodenfunde eine gleiche Kultur und eine Siedlungsstetigkeit bis zum Zeitpunkt des ersten Schriftzeugnisses für den Namen aufweisen. Man könnte einwenden, diese Namen hätten in vorgeschichtlicher Zeit sicher nicht bestanden, also sei dies Verfahren falsch. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß manche germanische Volksnamen sehr lange und zum Teil sogar ununterbrochen in demselben Raum bestanden haben. Der Name Friesen gilt für das Küstenland zwischen Zuidersee und Ems seit dem Jahre 12 v. u. Ztr., als der römische Feldherr Drusus einen „Freundschaftsvertrag" mit ihnen schloß, ununterbrochen bis heute; das sind 1954 Jahre. Der Name Swionen hatte im Jahre 98, als Tacitus seine Germania schrieb, dieselbe Bedeutung wie seine lautliche Weiterentwicklung Sve-rige (Schweden); dieser Name besteht also über 1840 Jahre. Das Land Thüringen trägt diesen Namen seit spätestens 400, also rund 1550 Jahre, und zwar ununterbrochen. Andere Namen sind ungefähr ebenso alt, haben aber nicht immer in demselben Raum gegolten: der Name Schwaben kann jetzt seine Zweitausendjahrfeier halten, der Name Sachsen besteht rund 1800, der Name Franken rund 1700 Jahre. Andrerseits hat es sehr kurzlebige Volksnamen gegeben; den Rekord an Kürze hält auf heute deutschem Boden der keltische Name Kärakaten, der im Jahre 68 westlich vom Mittelrhein infolge der Bezirksteilungen des römischen Kaisers Galba auftaucht, im Jahre 70 bezeugt und 72 schon wieder für immer verschwunden ist. Kurzlebige Volksnamen haben sicher auch in der vorgeschichtlichen Zeit bestanden; sie sind für immer verklungen. Aber fast alle der ältesten germanischen Volksnamen stehen lautlich den bekannten germanischen Wörtern so fern, daß die Deutungsversuche, welche viele geübte Sprachkenner im 19. Jahrhundert veröffentlicht haben, bei fast allen Namen fehlgeschlagen sind; dies deutet darauf hin, daß die meisten germanischen Volksnamen Jahrhunderte vor ihrer ersten Niederschrift entstanden sind und sich durch lautliches Abschleifen oder sonstigen Sprachwandel schon stark von ihren Ursprungswörtern getrennt hatten.

Es ist durchaus möglich, daß ein Teil der ältest bezeugten germanischen Volksnamen schon in der urgermanischen Zeit, der Bronzezeit zwischen 1800 und 800 v. u. Ztr., entstanden ist. Da jedermann weiß, daß alle für die Zeit vor dem Kimbernzug heute verwendeten Volksnamen nicht in alten Quellen bezeugt, sondern durch neuzeitlichen wissenschaftlichen Brauch eingesetzt sind, besteht auch keine Gefahr eines irrigen Bildes. Keine Schriftquelle kann in Zukunft zu Änderungen der Benennung zwingen.

Aber eins muß gefordert werden: Nur die frühesten germanischen Volksnamen jedes Raumes und jeder Name nur in seinem frühesten Raum dürfen in die vorgeschichtliche Zeit zurückverlegt werden! Späte Namen oder Namenformen wie Erminonen oder Wandalen, welche frühere Zeugnisse vor sich haben (Hermionen, Wandiler und Lugier), sollten ausscheiden; ebenso können die Namen Langobarden, Burgunder und Goten in Norddeutschland nicht in vorgeschichtliche Zeit reichen, weil diese drei Völker nach ihren Stammesüberlieferungen oder Namensformen

vom skandinavischen Festland und den Inseln Bornholm und Gotland gekommen sind.

Auf der beigegebenen Karte sind (mit Ausnahme unwichtiger Gaunamen) die frühestbezeugten Volksnamen jedes Raumes und bei jedem Namen das Jahr seines ersten Auftretens angegeben; die Karte stellt keinen Zustand dar, der gleichzeitig in einer bestimmten Zeit bestanden hätte. Die Jahre vor unserer Zeitrechnung sind durch das Minuszeichen — gekennzeichnet; die durch Tacitus bezeugte älteste Bedeutung des Germanennamens und die ältesten aus den Stammessagen zu entnehmenden Wohnsitze der Winniler (Langobarden), Burgunder, Goten und Rugier haben die Zeitangaben „vor — 57" und „vor d. Ztr." erhalten. Dem Namen Silinger, dessen richtige Form erst Claudius Ptolemäus überliefert hat, ist das Jahr 17 beigefügt worden, weil Strabo zwischen Lugiern und Semnen die sonst nie genannten Sibinner aufgezählt hat und viele andere Namen bei ihm fehlerhafte Formen zeigen. Die beigefügten Jahreszahlen sind die der ältesten Namenerwähnung; die Räume, in welche die Namen eingetragen sind, ergeben sich oft erst aus späteren Schriftzeugnissen. Grenzlinien sind absichtlich nicht in die Karte eingetragen; deren Verlauf, soweit er überhaupt erschließbar ist, kennen die Bodenforscher besser als die Bearbeiter der Schriftquellen. Die Sammelnamen sind in die Karte nicht aufgenommen; ihren Geltungsbereich ersehe man aus den Worten des Plinius, die auf S. 3 wiedergegeben worden sind.

Die Vorgeschichtsforscher mögen die Scheu, den überlieferten Volksnamen zu trauen, ruhig ablegen. Allerdings müssen sie immer prüfen, welche der verschiedenen möglichen Ursachen ein Namenwandel gehabt hat. Die sprachwissenschaftliche Wortbedeutungslehre gibt jetzt die Mittel, auch schwierige Erscheinungen an Volksnamen mit den Bodenfunden und den geschichtlichen Nachrichten in Einklang zu bringen.

Karl Brandt

Zur Entstehung der weiblichen Kopftracht

Nach Beobachtungen in der Bretagne

Im deutschen Lebensraume haben sich glücklicherweise in vielen Landschaften noch Trachten erhalten. Nicht weniger erfreulich ist es, daß seit jüngster Zeit bewußt das Trachtentragen beibehalten wird. Das Hauptstück der weiblichen Tracht ist die Kopfbedeckung oder wie der westfälische Forscher Jostes sagte, die Haube. Überaus reich und phantasievoll ist sie gestaltet und mit allerlei Zierwerk versehen. Ihren höchsten Prunk erreicht sie bei solchen Hauben, die an den bedeutungsvollsten Festtagen im Lebenslauf eines Menschen getragen werden. So an den Hochzeitstagen (Brautkronen, Jungfernschäpel des Schwarzwaldes).

Wie die übrige Tracht, so muß auch die Kopftracht eine lange Entwicklung durchgemacht haben, die sicherlich in vorgeschichtlichen Zeiten begann. Diese Entwicklung muß mit den einfachsten Kopfbedeckungen ihren Anfang genommen haben, mit Kopfbedeckungen, die auch heute noch als die einfachsten angesehen werden müssen. Zunächst hatte die Kopfbedeckung den einzigen Zweck, den Kopf gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Nichts lag dabei näher, als einen Fell- und später einen Tuchstreifen als eine Art Kopftuch um das Haupt zu legen. In der Tat ist auch heute noch überall das Kopftuch die einfachste Kopfbedeckung oder besser Kopfumhüllung. Selbst in Landschaften, wo die Tracht eine hohe Ausbildung gefunden hat, wo einige Haubenformen zu wahren Kunstwerken ausgebildet sind, finden sich noch die Kopftücher. Dort läßt sich von diesen an über viele Entwicklungsstufen das Werden der vollendeten Hauben verfolgen. Freilich sind es meist Landschaften, die abseits der großen Verkehrsstraßen liegen und sozusagen in manchen Dingen noch vorgeschichtlich anmuten.

So eine Landschaft ist die Bretagne, im Süden der größten französischen Halbinsel mit dem bekannten Kriegshafen Brest. Zum Studium der dort befindlichen vielen Großsteinbauten hatte im Jahre 1937 der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte eine Reise in die Bretagne veranstaltet, an der auch der Verfasser teilnahm (vgl. Germanen-Erbe 1937, Heft 7/8). Bei dieser Gelegenheit wurden neben anderen volkskundlichen Dingen auch den Trachten besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das Ergebnis der Kopftrachtstudien bringt der vorliegende Aufsatz. Sie beschränken sich auf die Stadt Vannes und ihre weitere Umgebung, einen Teil des Dep. Morbihan, und in einzelnen Fällen auf das Dep. Finistère, ganz im Westen der Bretagne.

Zunächst sei ein Beispiel dafür erbracht, wie sich eine nützliche Kopfbedeckung aus vorgeschichtlicher Zeit bis heute erhalten hat. Im Sommer sieht man die Bauersfrauen im niedersächsischen Lebensraume, im Münsterland, Elsaß und in der Pfalz bei der Feld- und Gartenarbeit mit einem schirmartigen Kopfschutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen auf dem Kopfe. Es ist dies der vollkommenste Sonnenschutz für den gesamten Kopf, den man sich denken kann. Dabei einfach und sehr bequem. Über ein leichtes Gestell in Form des Kopfschutzes ist meist rein weißes gestärktes Leinen gezogen, das hinten in der Art einer Schleppe lose herunterhängt und so den Hals

ABB. 1. BAUERSFRAU aus Westhannover mit einem sommerlichen Kopfschutz

mit beschützt, ebenso wie die lose herunterhängenden Seiten. Festgehalten wird dieser Sonnenschützer von einem Bindeband, das unter dem Kinn zusammengehalten wird.

Seltsamerweise sehen wir an einer keltischen Büste aus weichem Kalkstein, die in St. Chaptes in Frankreich gefunden worden ist und sich im Museum in Nimes befindet, genau denselben Sonnenkopfschutz. Fraglos handelt es sich hierbei um den gleichen, wie ein Vergleich ausweist; etwas anderes kann nicht in Frage kommen. — Wir sehen hier somit, wie sich ein und dieselbe Kopfbedeckung durch mindestens 2 Jahrtausende hindurch bis in unsere Zeit gehalten hat. Wahrscheinlich ist eine durchgängige, ununterbrochene Überlieferung anzunehmen. Diese gründet sich wohl darauf, daß eben ein vollkommener Sonnenschutz vorliegt, der nicht zu verbessern war. Auch er ist sehr wahrscheinlich aus dem einfachen Kopftuch hervorgegangen, hatte aber diesem gegenüber den Vorzug, daß er nicht dicht an dem Kopf anlag und so keine unnötige und sogar lästige Kopfwärme erzeugte, was bei einem Kopftuch jedoch der Fall ist.

Wir wollen nun versuchen, den Entwicklungsgang der Hauben zu verfolgen, und zwar so, wie es in der Bretagne gewiß der Fall war. Auch anderswo muß der Werdegang ähnlich gewesen sein, denn bestimmte Entwicklungen wiederholen sich überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, weil die Entwicklungsgesetze immer gleich sind und bei manchen Dingen kein anderer Entwicklungsweg möglich ist. Haben wir, wie in unserem Falle, den Entwicklungsanfangspunkt, nämlich das Kopftuch und weiterhin das Endentwicklungsergebnis, die Haube, so muß überall wenigstens in groben Zügen der Entwicklungsgang derselbe gewesen sein. So trifft der in der Bretagne zu verfolgende Entwicklungsweg bezüglich der Hauben auch in anderen Landschaften zu. Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Anfang der Entwicklung, dem Kopftuch.

Auf unserer Studienreise trafen wir an einem Quellteil bei der Ortschaft Belz, etwa 15 km westlich von Auray, eine niedliche Gruppe älterer Frauen, die noch in alter Weise auf großen plattigen Steinen durch Daraufschlagen mit einem Holzschlägel ihre Wäsche wuschen. Im Gegensatz zu den garstigen bretonischen Männern boten sie uns willig ihre lachenden Gesichter zum Photographieren dar. Sämtliche Frauen waren mit einem schneeweißen Kopftuch angetan, bis auf eine Greisin. Unsere Abb. 3 zeigt uns ein solches Kopftuch von vorn und von der Seite. Es dient nicht nur als Kopfschutz, sondern auch zum Festanlegen

ABB. 2. KELTISCHE BÜSTE aus St.-Chaptes (Gard)

der Kopfhaare, die beim Waschen und auch bei anderen Arbeiten dauernd in das Gesicht hängen würden. Bei Sonnenschein ist ein solches Kopftuch nicht bequem, weil es den Kopf zu sehr erwärmt, denn es liegt mehr oder weniger fest am Kopfe, da es mit einem leichtgeschürzten Knoten unter dem Kinn zusammengehalten wird und dabei auch den Hals umschließt.

Es kam daher zur Ausbildung eines Kopftuches mit Bindeband, wie es die Greisin auf unserer Abb. 4 am selben Teich bei Belz aufhat. Das war eine bequemere Kopfbedeckung, da sie an den Seiten offen ist und eigentlich nur das Schädeldach mit Hinterhaupt bedeckt, dabei auch ganz locker aufliegt. Gehalten wird sie durch ein Bindeband, das unter dem Kinn zur Schleife geknotet wird. Die Frau auf unserem Bilde hat das Tuch an der Stirn nach hinten etwas aufgekrempelt, um so freiere Sicht für die Augen zu bekommen. Die Forscherin Eva Nienholt hat angenommen, daß die sog. Tellerkappe oder Bundhaube im Spätmittelalter (15. Jahrhundert) aus dem Kopftuch mit Bindeband hervorgegangen sei. Der Forscher Hanika hat für die Bodenhaube als Entstehungsgrundlage auch das gebundene Kopftuch herausgearbeitet. Wahrscheinlich ist es aber so, daß sämtliche Haubenformen letzten Endes aus dem gebundenen Kopftuch und weiterhin aus dem Kopftuch mit Bindeband entstanden sind. Es ist anzunehmen, daß die ersten Kopfbedeckungen zunächst nur einem dringenden Bedürfnis ihre Entstehung verdankten und erst späterhin zu Zierden entwickelt wurden, zu Zierden, die zuletzt keiner Steigerung mehr fähig waren. In dieser Verfassung ist es besonders schwer, ihre Entstehung aus einfachen Zweckkopfbedeckungen herzuleiten, eben, weil sich die Entwicklung recht weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt hat. Auch heute noch dienen Kopftücher mit und ohne Bindeband in der Bretagne nur Arbeitszwecken, während z. B. in den slawischen Ländern das einfache gebundene Kopftuch in bunterer Ausführung auch an Sonn- und Festtagen getragen wird.

Das Kopftuch mit Bindeband ist z. B. im Hochsommer auch noch warm und ziert daneben den Kopf eigentlich nicht im geringsten. Anders ist es mit der Kopfplatte, wie wir sie einmal nennen wollen. An den Markttagen in Vannes sahen wir viele Marktfrauen, die diese Kopfplatten trugen und dadurch recht malerisch aussahen (Abb. 5 u. 6). Solche Kopfplatten schützen freilich nur gegen die Sonnenstrahlen, denen die Marktfrauen besonders ausgesetzt sind. Diese einfache und praktische Kopfbedeckung ist an den Schläfen heruntergebogen und schützt so auch diese, sowie die Ohren. Nach vorn steht die Kopfplatte mehr oder weniger vor und

ABB. 3. BRETONISCHE FRAUEN mit Kopftüchern. An einem Waschteich in Belz

ABB. 4. KOPFTUCH MIT BINDEBAND. Aufgenommen an einem Waschteich in Belz. Genau dieselben Kopfbedeckungen finden sich auf spätmittelalterlichen Darstellungen

ABB. 7. MÜTZENARTIGE KOPFPLATTEN. Carnac, Dep. Morbihan

schützt auf diese Weise auch die oberen Gesichtsteile. Scheint die Sonne zu wenig oder überhaupt nicht, so kann die Kopfplatte vorn hochgebogen und nach hinten umgelegt werden, so daß Stirn und Augen frei werden (Abb. 6, rechts). In dieser Form gleicht sie annähernd einer einfachen Haube.

Aus der Kopfplatte dürften auch die Kopfbedeckungen in der Form einer Schirmmütze hervorgegangen sein, die mit einem Bindeband gehalten werden (Abb. 7, links). Diese Kopfbedeckungen werden hauptsächlich im Dep. Morbihan getragen; unsere Aufnahme stammt aus Carnac am Golf von Quiberon. Überhaupt be-

ABB. 5. MARKTFRAU MIT „KOPFPLATTE" in Vannes, Dep. Morbihan

sitzen die einzelnen bretonischen Departements ihre charakteristischen Kopftrachten. So gibt es im westlichsten Departement hohe, turmähnliche Hauben (Abb. 7, rechts und Abb. 10). Die mützenähnlichen Kopfbedeckungen wirken schon malerischer als die Kopftücher und Kopfplatten, zumal der Schirm häufiger aus Stickereien besteht und zudem doppelt ist, daher umgelegt wird (Abb. 7, Mitte). Falls die Trägerin freiere Sicht haben will, stellt sie den Schirm einfach hoch. So sieht diese Kopftracht wie mit einem Aufsatz versehen aus. Auf unserer Abb. 8 sehen wir vier Frauen mit Kopfplatte mit einem Stickereiaufsatz vorn; die Hauben brauchen sich somit nicht unbedingt über die mützenähnlichen Kopfbedeckungen

ABB. 6. KOPFPLATTEN, rechts an der Stirn hochgeklappt. Vannes

ABB. 10. MÄDCHEN aus dem Dep. Finistère mit prächtiger Haube und plissiertem Schulterkragen

ABB. 8. BRETONISCHE TRACHT. Ganz rechts 2 Frauen mit Kopfplatte. Vorn 4 Frauen mit Kopfplatte mit Aufsatz. Auray, Morbihan

entwickelt zu haben, obwohl diese Möglichkeit ebenfalls besteht.

Von all den bisher beschriebenen Kopfbedeckungen der Bretagne ist zu sagen, daß sie nicht im entferntesten so malerisch aussehen wie die Häubchen mit Aufsatz. Diese dienen nicht mehr so sehr einem Zweck, sondern mehr der Zierde. Deswegen werden sie nur zur Festtagstracht, an Sonntagen oder bei Ausgängen getragen. Unsere Abb. 8 stammt von Auray. Wie sie zeigt, verschmähen es die Frauen auch an Festtagen nicht (Hochzeit), die einfache Kopfplatte zu tragen (die zwei Frauen ganz rechts). Wie unsere Bezeichnung Kopfplatte mit Aufsatz andeutet, haben wir nichts anderes vor uns, als eine einfache Kopfplatte, an der zur Erhöhung der Zierde vorn ein Aufsatz angebracht worden ist, der entsprechend seinem Zweck mit prächtigen Stickereien verziert ist.

ABB. 9. ÄLTERE FRAU aus dem Dep. Finistère mit Turmhaube

Wie schon angedeutet, dürfte die Entwicklung zu den turmähnlichen Hauben von den Kopfplatten mit Aufsatz weitergeführt haben, denn den Aufsatz brauchte man ringsum nur zu schließen, um ein hohes turmähnliches Gebilde oder eine hohe Haubenform zu erhalten (Abb. 7, rechts, Abb. 9 u. 10). Diesen Werdegang veranschaulicht insbesondere Abb. 10 (es ist dasselbe Mädchen wie auf unserer Abb. 7, rechts, nur von hinten seitlich gesehen), während die hohe Haubenform der Abb. 9 schon eine weitere Entwicklungsform, wahrscheinlich die höchstmögliche zeigt. Beide Frauen mit den Turmhauben stammen aus dem Departement Finistère, wo diese hohen Formen üblich sind.

Diese Turmhauben haben keinen praktischen Sinn, sondern dienen nur zur Zierde. Sie geben die Möglichkeit, die schönsten und zierlichsten Stickereien anzubringen, wie unsere Abbildungen beweisen. Dabei sind diese Stickereien in der Fläche angebracht und so von allen Seiten sichtbar. Damit diese Turmhauben auch steif aufrechtstehen, werden sie entsprechend gestärkt. Die Zier wird noch durch Bänder erhöht, die aus der Turmhaube oder ihrem hinteren unteren Rand herunterhängen.

Bemerkenswert ist an der Turmhaube Abb. 9, daß an ihr Stickereien in Form von Sonnen mit Strahlenkranz angebracht sind, uralte Heilszeichen, die eine weltweite Verbreitung aufzuweisen haben und sich auch in der Bretagne vielfach in Möbel eingeschnitzt finden. Überhaupt ist die Bretagne reich an uralten Sinn- und Heilszeichen, auch an solchen, die sich in Deutschland nachweisen lassen und insbesondere die Sonne betreffen.

Zusammenfassend darf man wohl sagen, daß in der Bretagne die Entwicklung der Hauben letzten Endes von dem einfachen, gebundenen Kopftuch ausging. Dann weiter zu dem Kopftuch mit Bindeband, über die Kopfplatten zu Kopfplatten mit Aufsatz und von hier zu den turmähnlichen Hauben (Turmhauben) und anderen führte. Von den Kopfplatten können auch Entwicklungen zu all den anderen Haubenformen geführt haben. Einleuchtend ist dieser Entwicklungsweg, zumal er in der Bretagne wenigstens annähernd belegbar ist.

In den anderen Landschaften Europas wird der Entwicklungsweg ähnlich verlaufen sein, wenn wir annehmen, daß die „Urkopfbedeckung" das Kopftuch gewesen ist. Ob es in ältester Zeit aus einem gegerbten, weichen Fell und dann aus einem Tuchstreifen bestanden hat, bleibt sich gleich.

Menne F. Helmers

Bäuerliche Backöfen als germanische Überlieferung

„Hier gibt es das gute Bauernbrot", oder „Das gute altdeutsche Bauernbrot aus alten Backöfen", so lesen wir an manchen Brotläden der Großstadt. Und die Zahl der Brotkäufer ist nicht gering, die das Bauernbrot dem Brot der städtischen Großbäckereien vorzieht. Schon rein äußerlich unterscheidet es sich von letzterem. Dies hat eine glatte, dünne, jenes eine rissige, dicke Rinde, die ein schnelles Austrocknen verhindert, während das dünnrindige Stadtbrot leicht austrocknet und daher bald seinen Geschmack verliert. Leider verschwindet aber auch auf dem Lande mehr und mehr die Sitte, das Brot für den eigenen Betrieb auch selber im eigenen Backofen herzustellen. Dieser wird dann häufig, da überflüssig, abgebrochen.

Nur ein heller Fleck an der Außenwand des Hauses zeigt uns dann noch die äußere Form des ehemaligen Backofens an, während die in der Giebelwand verbleibende Rollschicht mit dem dazu gehörigen Steinbogen über die Innenform Auskunft gibt (Abb. 1). Der eigentliche Backofen war hier nicht selten erhöht auf einem gemauerten Unterbau aus Steinen gewölbt und mit einem Pfannendach gegen Regen geschützt.

Der Außenwand der Küche vorgebaut sind auch vielfach die Backöfen in Thüringen und Sachsen. Bei unserem Beispiel aus Altmoerbitz b. Chemnitz (Abb. 2) ist die aus Lehm geformte Wölbung deutlich erkennbar, über der sich hier nur ein dem Fachwerkbau angeglichener, an den Seiten offener Schutzbau befindet. Auch hier ist der eigentliche Backofen auf einem gemauerten Sockel errichtet.

Nicht übersehen werden darf auf dem Bilde aus Altmoerbitz, daß sich hinter dem hohen Satteldach ein besonderer Schornstein für den Backofen erhebt; denn wir haben es hier mit einer Verbindung Küche und Backofen zu tun, wie sie der Grundriß eines Wohnhauses mit Stall eines Zweiflügelhofes aus Ostoberfranken zeigt (Abb. 3).

In Süddeutschland und der Ostmark gehört der Backofen häufig zum Hausrat. Er ragt als großer plumper Kasten in die Stube hinein, ähnlich wie im schlesischen Gebirgshaus, wie uns ein Grundriß (Abb. 4) zeigt. Hier wird er von der „schwarzen Küche", soll heißen, Rauchküche aus geheizt, während er im Pfälzer Bauernhaus in der Ecke einer besonderen Backstube des Kellergeschosses aufgebaut ist (Abb. 5). „Die Kunst" nennt ihn zu beiden Seiten des Oberrheines der Alemanne.

Dieser Einbau des Backofens in den Küchenraum scheint wohl das ursprünglichste gewesen zu sein. H. Reinerth fand in Haus 1 des jungsteinzeitlichen Moordorfes Taubried in der Bauperiode 1 einen Backofen in der Ecke des Wohnraumes, in den Bauperioden 3 und 4 dagegen in dem neugeschaffenen Vorraum, der damit zum eigentlichen Küchen- und Wirtschaftsraum wurde (Abb. 6).

„Die lehmüberwölbte Backfläche mißt gewöhnlich etwa 80:120 cm. Das tragende Gerippe der Wölbung ist korbartig geflochten, die Rückwand besteht ebenfalls aus Flechtwerk oder aus einer dünnen Palisadenwand. Das Ganze wird mit Lehm dick überkleidet, die Vorderseite bleibt als Feuerungs- und Einschubloch offen. Der hartgebrannte Lehmboden des Backofens wird mehrfach von Birkenrindeschichten durchzogen, die die Bodenfeuchtigkeit abhalten und enthält ein Steinpflaster, das die Wärme speichert" (Abb. Germanen-Erbe 1936, S. 183).

ABB. 1. BACKOFENREST. Giebelwand eines Hauses aus Nortmoor-Ostfriesland

Nun gab es aber auch schon sehr früh freistehende Backöfen außerhalb des Hauses. A. Mirtschin berichtet von einem aus der hermunduri-schen Siedlung in Riesa (Abb. Germanen-Erbe 1938, S. 44). W. Wegewitz fand Backöfen im langobardischen Siedlungsgebiet, Steinkränze von runder oder ovaler Form (Abb. 7), die etwa von 30—35 cm unter der Erdoberfläche bis 1,20 bis 1,80 m in den Boden hineinreichten. Der obere Durchmesser betrug 1,20 bis

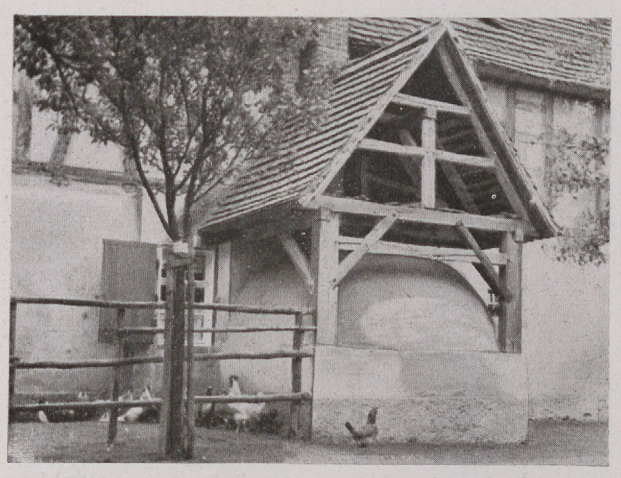

ABB. 2. BACKOFEN MIT SATTELDACH. Altmoerbitz b. Chemnitz

1,80 m, der untere 0,80—1 m. Es handelte sich also im Gegensatz zum hermundurischen Backofen, der senkrechte Außenwände zeigte, um einen sich trichterförmig verengenden Bau. Die eingestürzte, ehemals gewölbte Decke bestand aus Lehm, der mit Spreu, Zweigen und Rundhölzern durchsetzt war und beiderseits eine Dicke von etwa 0,40 m zeigte. Von der Gesamtanlage ragte somit aus der Erde nur dieses Lehmgewölbe hervor, das gegen die Unbilden der Witterung vielleicht auch von einem einfachen Schutzbau überdacht war, ähnlich den Bauten von Altmoerbitz (Abb. 2) oder den noch zu besprechenden der Lüneburger Heide. Möglich ist aber auch, daß über das Lehmgewölbe an drei Seiten ein schützender Erdhügel geworfen wurde, wie Schroller das von dem freistehenden Backofen des 14. Jahrhunderts der Königspfalz Werla berichtet.

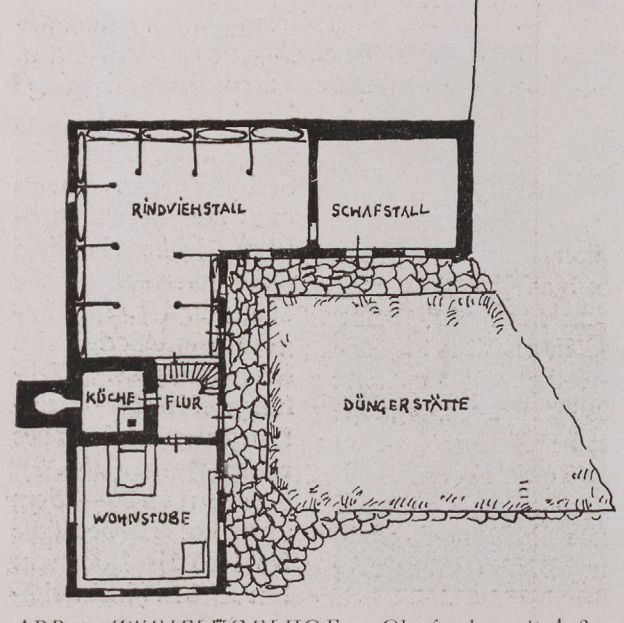

ABB. 3. ZWEIFLÜGELHOF aus Oberfranken mit Außenbackofen

Damit haben wir nun einen gewaltigen Sprung in der Zeitfolge gemacht, werden die langobardischen Backöfen doch in das letzte Jahrhundert v. d. Ztr. datiert. Aus der Zwischenzeit ist uns ein großer Backofen bekannt, der wohl einer ganzen Siedlung zugehörte, wie heute noch einzelne Gemeindebacköfen.

Im Teutoburger Walde, in der Nähe der Bergstadt Oerlinghausen, wurde ein Backofen mit einem Durchmesser von 4,50 m festgestellt. Ein fester, völlig rotgebrannter Ring von 1 m Höhe umfaßte einen Boden aus Muschelkalk und Granit. Die Decke aus gebranntem Lehm war eingestürzt und lag innerhalb des Ringes. Aus dem Vorkommen von Gefäßscherben aus der Zeit um

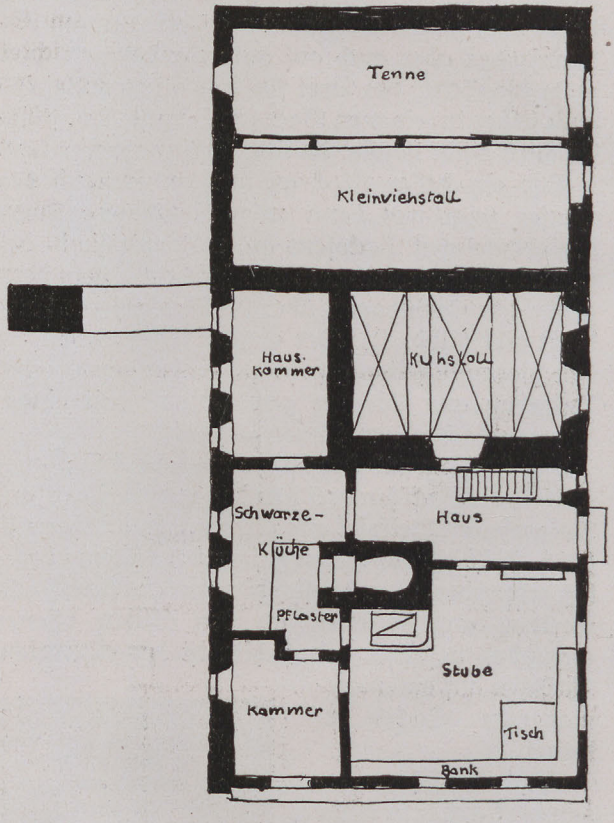

ABB. 4. SCHLESISCHES GEBIRGSHAUS mit Innenbackofen

1000 u. Ztr. im Bodenbelag konnte die Erbauungszeit des Ofens bestimmt werden, während Tonscherben, die am zugeschlemmten Eingang gefunden wurden und aus dem 12. Jahrhundert stammen, das Ende der Benutzung angaben.

Diese freistehenden Backöfen als Hof- oder Gemeindebacköfen findet man nun auch heute noch mancherorts im Betrieb. Erstere kommen in zwei Formen vor. Einmal ist lediglich der eigentliche Ofen mit einer Verkleidung in Gestalt eines kleinen Hauses als Windschutz mit vorgezogenen Seitenmauern umgeben, wie in Mais, Bay. Ostmark (Abb. 8).

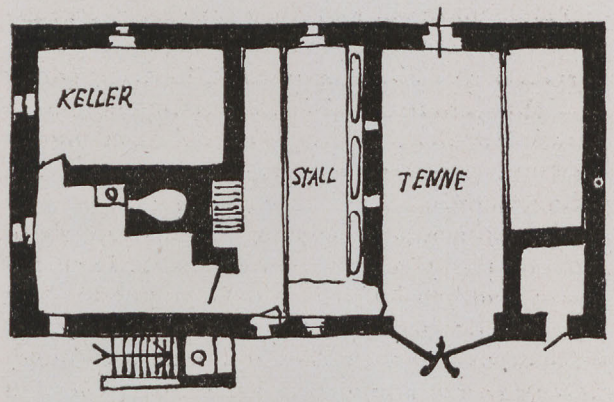

ABB. 5. BAUERNHAUS AUS DER PFALZ. Backofen im Kellergeschoß

Manchmal, wie auf dem Pilzner Hof am St. Wolfgang-See, ist ein größeres Backhaus errichtet, das Backofen und Vorraum für Backzeräte enthält (Abb. 9). Die Backhäuser waren in der Lüneburger Heide teilweise so groß, daß sie mit ihren an den Backraum angebauten Kammern eine Häuslingswohnung enthielten. Ähnliche Größe dürften auch die Backhäuser in Nordholland gehabt haben, denn es wird uns da von einem Hof, „wo neben ein Backhaus, worin die Sommer-

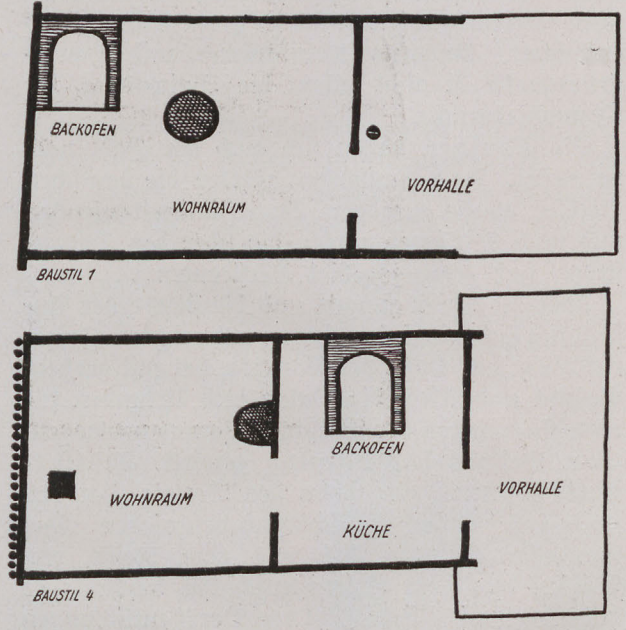

ABB. 6. MOORDORF TAUBRIED. Hausgrundrisse mit Backöfen der Steinzeit

wohnung", berichtet. Die größten Gesamtanlagen haben aber wohl in der Wilstermarsch, Schleswig-Holstein, gestanden, denn hier gab es dem Backraum vorgebaute Wohnungen, die aus Küche und 1—3 Stuben bestanden. Mancherorts, so im hannoverschen Artland, dem oldenburgischen Ammerland und in Dithmarschen haben oder hatten zahl-

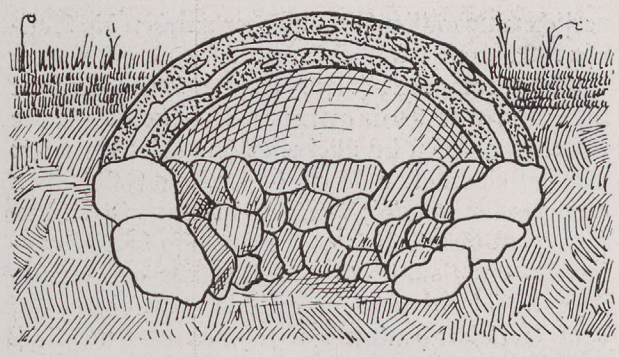

ABB. 7. LANGOBARDISCHER BACKOFEN. Langenbeck, Kr. Harburg

reiche Speicherbauten „die Aufgabe eines Backhauses mit übernommen".

Im nordwestdeutschen Gebiet des Niedersachsenhauses dürfen wir nun wohl allgemein

ABB. 8. BACKHAUS. Mais, Bay. Ostmark

erst „seit dem 17. Jahrhundert" von selbständigen Backhäusern reden, die durch größere Wohnbedürfnisse bzw. auf Grund der Vorschriften der Feuer-

ABB. 9. BACKHAUS. Pilzner Hof, St. Wolfgang-See

versicherung entstanden. Vorher wurden die Backöfen auf dem Flett eingebaut.

Bedeutungsvoll ist für unsere Betrachtungen hier nun, was Bomann uns über den Bau der bäuerlichen Öfen im Niedersachsengebiet berichtet: „Er hat einen etwa 50 cm hohen, aus Feldsteinen aufgebauten Sockel; darüber ist mit etwa birnförmigem Grundriß, nach hinten also breiter ausladend, ein ziemlich flaches Gewölbe aus Strohlehm in folgender Weise errichtet. In einem auf dem Sockel ruhenden Holzrahmen aus möglichst krummen, dem gewünschten Grundriß angepaßten Eichenbalken befestigt man junge Stämme von Tannen, Birken, Eichen oder anderem Holze, biegt sie auf die gegenüberliegende Seite hinüber und verbindet sie dort ebenfalls mit dem Rahmen. Hinten nimmt man kürzer geschnittene als vorn, so daß die entstehende Wölbung sich nach hinten senkt; zur stärkeren Befestigung wird noch Reisig quer hindurchgeflochten. Auf das gewölbte Geflecht trägt man nun nach außen etwa 25 cm Lehmputz auf, läßt ihn trocknen, brennt dann durch ein schwaches Feuer im Backofen das Gezweig ab und kann nun auch die Innenseite mit einer dicken Lehmschicht übersetzen und sauber verputzen."

Denken wir an das zurück, was Reinerth und Wegewitz uns über den Aufbau der vorgeschichtlichen Backöfen berichteten, so wird klar, daß wir bei unseren bäuerlichen Backöfen in Form und technischem Aufbau von einer germanischen Dauerüberlieferung reden dürfen.

G. A. Küppers

Bei den Schwaben an der unteren Donau

Rings um den geschlossenen deutschen Volksboden zieht sich nach SO und O eine Kette deutscher Volkstumsinseln, ein ganzer „Archipel" großer und kleiner Eilande, die wie von einer großen Eruption über den Balkan und das Mittelmeergebiet, bis tief nach Rußland hinein verstreut erscheinen.

Blutsträger deutscher Art in fremder Umwelt! Sie sind in der Tat hinausgeschleudert worden vom Schicksal, weit weg vom Mutterboden; wie Samenkörner im Winde verstreut werden. Deutsche Saat in fremder Erde! Die Saat ist aufgegangen, so wenig man damals auch der Menschen achthaben mochte; damals, als man mit dem Bevölkerungsüberschuß auf stark zerteiltem Besitz nichts Besseres anzufangen wußte in landesherrlicher Machtvollkommenheit, als diesen Menschenüberschuß zu einträglichen Geldern an kriegführende Parteien als Söldner zu verkaufen.

Aus dieser Zeit stammen die meisten deutschen Siedlungen an der mittleren und unteren Donau, am Schwarzen Meer diesseits und jenseits des Dnjestr. Auf diesem kulturellen Hintergrund und sozialen Untergrund muß man die deutschen Siedlungen des Donauraumes und des Schwarzmeergebietes sehen, um zu begreifen, was der Ruf der Kaiserin Maria Theresia und noch viel mehr der ihres Sohnes, Josephs II., bewirkte, als nach den Türkenkriegen das Donautiefland frei, aber auch wüst geworden war. Es galt einen Wall von Menschen zu schaffen; es galt unter erheblichen Aufwendungen brachliegende Ländereien durch Menschenfleiß zu Zins- und Steuererträgnissen zu bringen. So gebot die Denkweise des „Merkantilismus"; womit sich das wirtschaftliche Zeitalter ankündigte.

Die Saat ist vielfältig aufgegangen. Die deutschen Siedlungen haben sich zu großem Wohlstand entwickelt. Ungarns Kornkammer und Hauptsteuerquelle ist nicht zuletzt die Woiwodina, die Donauniederung.

Die Menschen haben sich auch der Zahl nach vermehrt. Nach Tausenden zählten die deutschen Siedler, als sie auszogen. Nach Hunderttausenden und nach Millionen zählen die über das Donaustrom- und -einzugsgebiet Verstreuten. . . .

Über die Bedingungen und Umstände der Ansiedlung sind wir einigermaßen unterrichtet. Friedrich Lotz, ein Sohn der Batschka, hat mit großem Geschick und Fleiß die Daten und Urkunden für viele Gemeinden der Batschka zusammengetragen. Sein Beispiel hat anregend gewirkt. Müller-Gutenbrunn, ein Sohn des Banats, hat den großen Schwabenzug dichterisch beschrieben. Das Donauschwabentum hat uns eine Reihe von Werken aus dem Kolonistenschicksal beschert; es hat uns eine stattliche Zahl von Veröffentlichungen geschenkt, die in dem deutschen Schrifttum ihren Platz haben und immer behalten werden.

Wenig hat man sich mit dem täglichen Leben, mit der Entwicklung des Donauschwabentums auf seiner Scholle nach der wirtschaftlichen Seite hin; und noch weniger hat man sich mit der Gesamtvolkskunde dieses Kolonistendeutschtums beschäftigt.

Das hat seine guten Gründe.

Dem deutschen Volkstum waren diese Abwanderer in der frühen Nachtürkenkriegszeit ver-

ABB. 1. HAUS AUS BATSCH *in der Batschka*

lorengegangen. Die Siedler folgten dem Ruf des Kaisers und der Kaiserin in ein neues Land, ein neues Leben. Wie ein Rausch kam das Bewußtsein über die Kleinhäusler: Besitz erlangen zu können, soviel sie nur haben wollten; fast umsonst; ja oft genug ganz umsonst. Nach „Hungarien" zog man, wie Kolumbus auf seine Entdeckungsreise. Eimann, ein Zeitgenosse, der selbst als junger Bursch auszog, hat uns Kunde von diesem großen Aufbruch in einem sehr aufschlußreichen Tagebuch hinterlassen. Man trennte sich von der alten Heimat. Die meisten trennten sich für immer. Das neue Leben begann. Die Illusionen zerrannen. Das Leben auf der neuen Scholle war nicht so rosig, wie mancher es sich mag ausgemalt haben. Das Leben auf der neuen Scholle war hart. Dieser Satz wurde bald aus der Erfahrung geboren: Die Ersten haben den Tod, die Zweiten die Not; und erst die Dritten kommen zu Brot.

So sind die Donauschwaben in ihrem harten Kampf vergessen gewesen. Sie saßen da unten in den Weidendickichten der „Militärgrenze". Wer wußte von ihnen? Ein buntes Völkchen: Wegbahner und Neulandsucher, aber auch Abenteurer und auch lichtscheues Gesindel. Erst in dem großen Ausleseprozeß der Arbeit schied sich die Spreu vom Weizen. Das gute Korn blieb; und gedieh. Gedieh zu stattlichem Reichtum und Wohlstand nach der Menschenzahl und dem Besitz. Ja endlich wurde um der Erhaltung des Besitzes willen die Zahl, das Menschentum geopfert. Dort, wo die festesten Höfe zu finden sind, wurden die Häuser an den Dorfstraßen leer. Das Dorf

ABB. 2. VORSTADT *von Neusatz*

ABB. 3. ANSIEDLUNGSHAUS in der Form des 18. Jhdts.

Torja, eines der reichsten, wurde bekannt als das „Dorf ohne Kinder". Bis die Jungen im Kampf mit den Alten zur Erkenntnis ihrer Lage kamen; bis sie nachzudenken, zu planen und zu bauen begannen.

Das Donaudeutschtum war lange vergessen.

Beinahe zufällig sind dann deutsche Soldaten im Weltkrieg 1914—18 beim Vorstoß gegen den Südosten zur Entdeckung der deutschen Siedlungen gekommen; höchst verwundert darüber, in einer vollkommen fremden, balkanischen Umwelt plötzlich in Lauten der Muttersprache angeredet zu werden.

Die Brücke war im Augenblick der Entdeckung geschlagen: die Mutter, das deutsche Volk, fand die verstreuten Kinder wieder; die Kinder (jene vorgeschobenen deutschen Volkstumsinseln) fanden seelisch zu ihrer Mutter zurück. Die Kette großer und kleiner Volkstumsinseln zieht sich durch den ganzen Donauraum bis an die Schwarzmeerküste. Wie ungeheure Tritlsteine schließt sich Eiland an Eiland: gegen den Südosten vorstoßend, und doch auf die Heimat zurückweisend.

Dieses deutsche Volkstum in der fremden Umwelt, das so lange mit dem Muttervolkstum keine Verbindung hatte, ist gerade von der volkskundlichen Seite für uns von besonderem Interesse. Eben weil die Nabelschnur zerriß, eben weil es die weitere Entwicklung des Mutterdeutschtums nicht mitmachen konnte, eben weil es als Insel hinausgestellt war in den Ozean einer fremden Umwelt, eben darum hat es seine angestammte Art in ständiger Behauptung bewahren können in besonderer Reinheit. Wer die deutschen Siedlungen an der Donau und dem Schwarzen Meer besucht, kann sich dem Eindruck unmöglich entziehen; er sagt sich

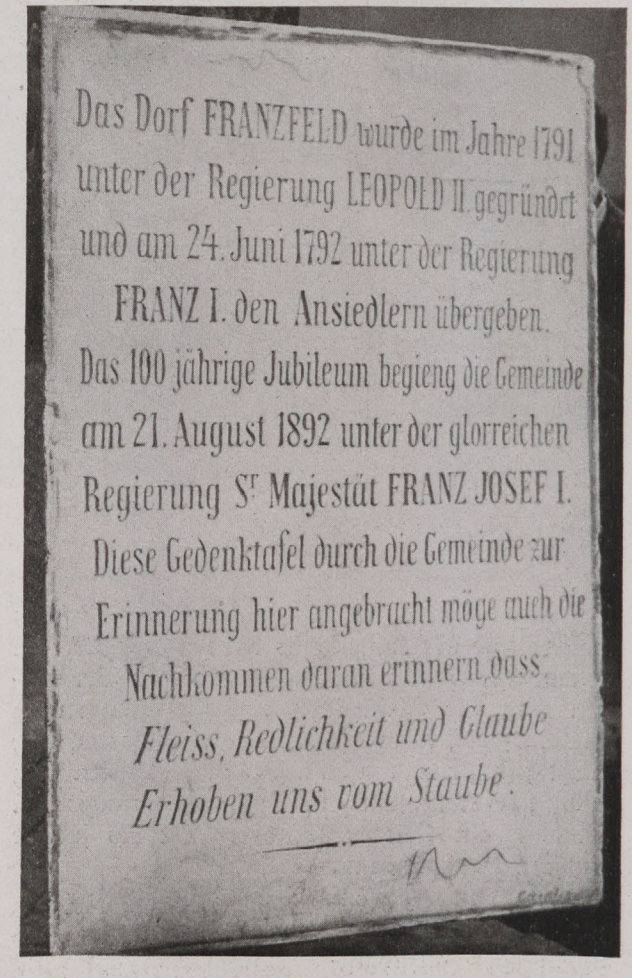

ABB. 4. DIE ANSIEDLUNGSTAFEL von Franzfeld im Banat

ABB. 5. BAUER auf dem Außenwerk

unwillkürlich: die Schwaben an der Donau, seien es die der Schwäbischen Türkei, des Banats oder der Batschka, oder gar solche im innersten Bessarabien, diese volksdeutschen Schwaben sind schwäbischer als die auf der Rauhen Alb. Kommt man in eine reindeutsche Gemeinde, so fühlt man sich angeheimelt durch die Sauberkeit, Arbeitsamkeit, den Wohlstand, die oft scharf gegen fremdvölkische Nachbargemeinden abstechen. Hat man das Glück unter echte Schwaben zu geraten (nicht alle Donauschwaben sind Schwaben, wie ja die Siebenbürger Sachsen auch keine Sachsen sind, sondern Rhein-

ABB. 6. HANFRÖSTE in der Batschka

länder und Luxemburger), so glaubt man in einem anderen Land zu sein, nicht mehr in Ungarn oder Jugoslawien oder Rumänien oder Bulgarien. Auch nicht in dem Deutschland der jüngst zurückliegenden Zeit. Man ist in einem Deutschland, das um 100 oder 200 Jahre vergangen ist. Man lebt in dem deutschen Land der Auswanderungszeit, im Zeitalter Josephs II., des alten Fritzen, bis in die Goethezeit hinein.

In manchen Gemeinden, die besonders zäh am Hergebrachten, besser am Mitgebrachten, festhielten, ist dieser Zeitstand treu bewahrt worden, über alle wirtschaftlichen Anforderungen und Anfeindungen hinweggerettet. Eben weil das Schicksal sie in eine

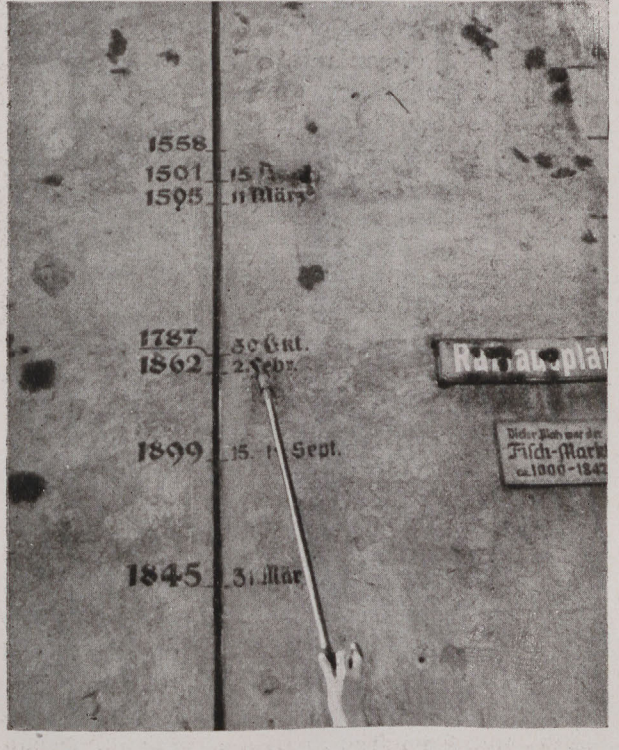

ABB. 8. SCHICKSALSRUNEN der Tieflandsiedlung: Wasserstandszeichen der Donau in Passau

neue Welt verschlug, weil die Verbindung mit der Heimat zuletzt auch in brieflichen Mitteilungen abriß, eben darum wuchs das Erbe, das Angestammte, das Ureigene zu besonderem Wert. Ohne viel darüber nachzusinnen pflegte man sein Volkstum; man widerstand zuerst ganz gefühlsmäßig, später auch bewußt allen Verlockungen der Preisgabe. Es sind in unmittelbarer Nähe des deutschen Volksbodens weit mehr deutsche Gemeinden verschwunden, in fremdem Volkstum aufgegangen, als in abgelegenen Gebieten. In der Slowakei hält es nicht schwer, Gemeinden mit deutscher Be-

ABB. 7. EIN BRUNNEN in der Fruschka Gora

völkerung zu finden, die die deutsche Sprache schon vor zwei, drei Generationen ablegten. Im Banat, in der Batschka, in ausgesprochenen Vielsprachengebieten wird man nur in einem kleinen Kreis von Kaufleuten und Gewerbetreibenden Angehörige finden, die die Landessprache beherrschen. Daheim herrscht die schwäbische Sprache, weil es die Muttersprache ist.

Auch der rassische Bestand der Gemeinden hat sich auf der Stufe der Ansiedlungszeit gehalten; bis zur Rückbesinnung in der Kriegszeit lebten die Gemeinden abgeschlossen für sich. Die Abkapselung war auf die Spitze getrieben. Als ich 1935 die Batschka zum erstenmal besuchte, bestand kaum eine Verbindung zwischen den Dörfern Bukin und Novo Selo, kaum eine halbe Autostunde voneinander gelegen. In Bessarabien ging die Absonderung noch weiter; in dem großen Straßendorf Culm durfte der „obere" Ortsteil nicht nach dem „unteren Dorf" heiraten; es kam sonst zu Raufereien. Der Hochzeiter mußte sich später loskaufen.

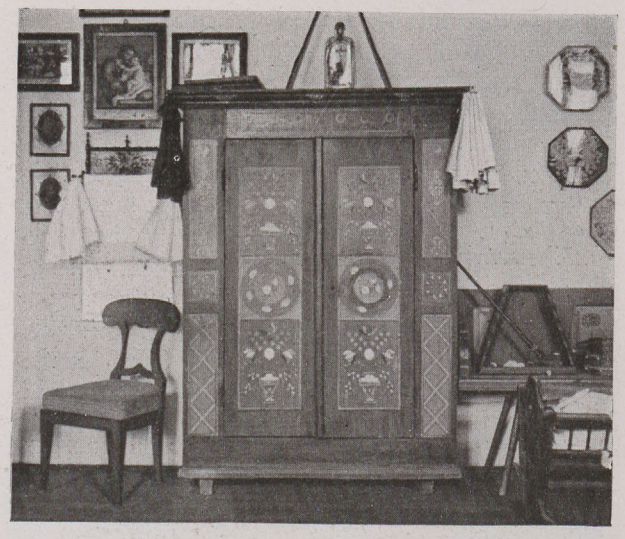

ABB. 9. SCHRANK und Wohngestühl der Ansiedlungszeit

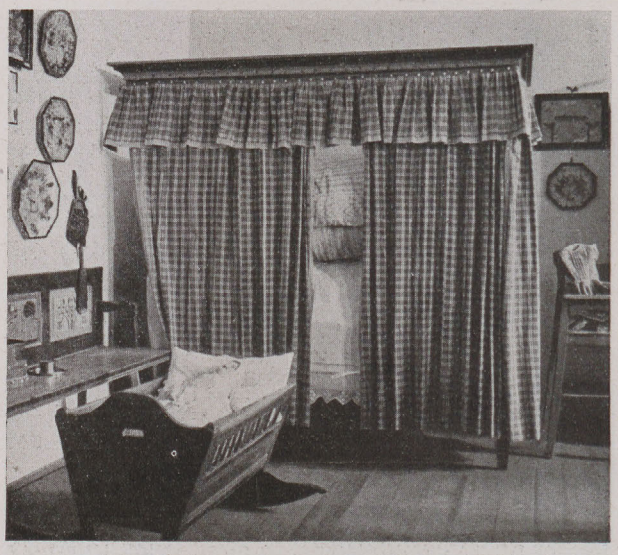

ABB. 10. HIMMELBETT mit Wiege

So ist mit dem bewahrten Erbgut auch das Gepräge in Gang und Haltung bewahrt geblieben. In die Wirtschaft der Siedlungsgebiete sind längst moderne Methoden eingezogen, Zwang zur Monokultur um des Weltmarktes willen. Erst die deutschen Wirtschaftsabkommen befreiten die Bauern im Südosten von der Fuchtel des Weltmarktes, des Liberalismus. Im Einkindersystem hatte dieser gleiche Liberalismus von der weltanschaulichen Seite her sich in den Kreis der Wohlhabendsten eingeschlichen. Das breite Blok war wirtschaftlich und weltanschaulich davon unberührt. Darum das prächtige Aussehen, Übermut und Ausgelassenheit, besonders der Kinder. Die Erwachsenen (die Halbwüchsigen gehören dazu, die schon mit 16 Jahren nach angenommener Sitte heiraten müssen) sind durch harte Arbeit äußerlich und auch innerlich gebunden. Die Kinder wissen nichts davon. Geht man durch eine deutsche Dorfstraße, so lernt man an die Zukunft des deutschen Volkes glauben, in kurzen Röckchen, mit fliegenden, flachsblonden Schöpfen stürmt sie durch den Staub der sonnentrockenen Straße. Sie singt deutsche Volkslieder, diese Jugend. Sie tanzt deutsche Volkstänze. Sie lebt begeistert in all jenen Ausdrucksformen des Deutschtums, die unsere Dorfjugend schon für weite Gebiete des Mutter- und Vaterlandes abgestreift hat.

Von der gegenständlichen Kultur der Vorfahren ist nicht viel geblieben, außer dem Zuschnitt dessen, das man auf dem Leib trägt. Die Tracht ist

ABB. 11. JUNGE FRAU am Spinnrad

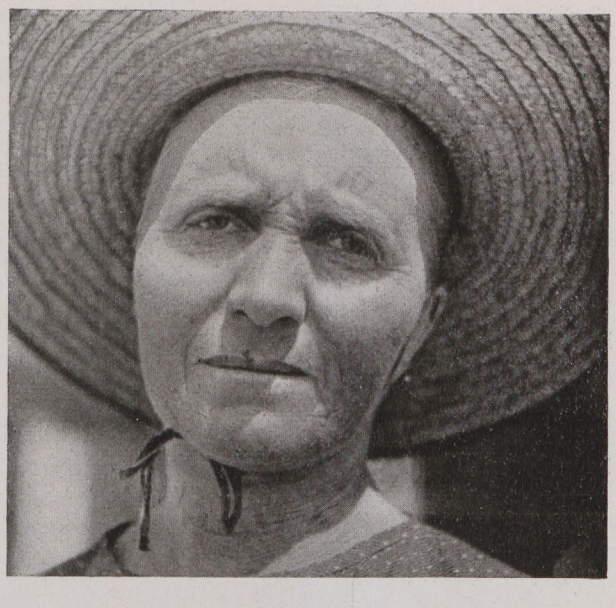

ABB. 12. SCHWÄBISCHE BÄUERIN *aus der Batschka*

ABB. 13. BAUER *aus Klein-Kehr in der Batschka*

ABB. 14. BATSCHKABAUERN *eine Schwabenmutter mit ihrem Jüngsten*

so vielfältig wie die Mundarten. Jedes Dorf im Banat und in der Batschka und der Schwäbischen Türkei spricht seine Mundart. Von Dorf zu Dorf ist bei der starken Absonderung oft eine Verständigung äußerst schwierig und nur dort möglich, wo das Hochdeutsch zur Hand ist, was nicht immer der Fall sein muß.

Sonst ist die Verbindung mit der gegenständlichen Kultur der Vorvorderen abgerissen, wie die Verbindung mit dem Mutterboden. Das brachte die Aussiedlung mit sich. Lotz schildert den Auszug so: „Manche der Kolonisten wanderten zu Fuß auf schmalen Fußwegen und weichen Waldpfaden, die meisten aber zogen dem Ziele mit Roß und Wagen entgegen. Die Fußgänger schritten in flottem Marschtempo durch blühende Wiesentäler und schattige Wälder, an ertragreichen Weinbergen, grünenden Ackerfeldern und stillen alten Siedlungen vorüber. In Körben, Säcken und kleinen Bündelchen oder in Truhen, die auf Schubkarren standen, nahmen sie das Notwendigste mit: Bettzeug, Wäsche, Kleider und einige Kleinigkeiten. Mehrere Familienväter packten ihr Reisegut auf einen zweirädrigen Wagen, den sie mittels eines Joches zogen; während Frau und Kinder wacker fürbaß wanderten. Wurde ein Kind müde, so durfte es sich auf dem Wagen ausruhen. Auf so manchem Dachboden unserer Kolonistenhäuser wurde lange Jahre hindurch solch eine Wagenwaage („lermon" von dem französischen l'armon) aus der Ansiedlungszeit aufbewahrt."

ABB. 15. DIE DORFSCHÖNEN von Mititsch in der kleidsamen Tracht des Dorfes

Nur den Wohlhabenden war es möglich, das häusliche Gerät und das Wohngerät mitzunehmen. Die meisten verkauften Hab und Gut, sie nahmen lediglich das Geld mit. So kommt es, daß Stücke, die aus der Heimat mitgebracht wurden, außerordentlich selten sind. Immerhin findet man deren genug in den Heimatmuseen, so daß man sich ein Bild vom Stand und Stil der Zeit (Zopf- und Biedermeierzeit) machen kann. Drei Generationen haben ihre Kraft an den Aufbau wenden müssen. In dieser Aufbauzeit ist vieles verfallen, was noch lebendig mit in die neue Heimat gekommen war. Bei manchen Gebieten kamen weltanschauliche Gründe hinzu, altes Volksgut einschlafen zu lassen. So lehnen die über Rußland gekommenen frömmlerischen Siedler mancher Gemeinden der Dobrudscha und Bessarabiens Volkslied und Volkstanz ab.

Am unverfälschtesten hat sich die Tracht erhalten können, weil sich der Zuschnitt in der neuen Heimat bewahren ließ; und, weil man noch lange, bis heute in vielen Gemeinden, seine Kleidung durch Hausfleiß schafft. Am treuesten sind die Frauen der alten Tracht zugetan; unter ihnen wieder im besonderen die „jungen Weiber" und die Kinder. Die Männertracht hat fast im ganzen Gebiet des Donaudeutschtums durch kirchlichen Einfluß Einbuße erlitten. Fast in allen donauschwäbischen Gemeinden ist für die sonntägliche Männertracht ein langweiliges steifes Schwarz vorherrschend; wie es auch die alten Frauen gerne tragen. Graefe bringt in seiner Trachtenkunde der Donauschwaben zahlreiche Beispiele dafür, wie reizvoll und farbig die Männertracht ehedem gewesen ist.

Für den Werktag hat sich aus dem Klima und den Arbeitsanforderungen und in Anlehnung an die balkanische Bauerntracht eine weite Hemd- und Blusentracht durchgesetzt. Die Männer gehen in weiten weißen leinenen Hosen, die Frauen tragen ein bedrucktes, buntes kittelartiges Blusengewand.

Sehr gut erhalten ist die Sonntagstracht. Auch die wohlhabenden Bauern legen Wert auf das Festtagsgewand, insbesondere für die Töchter. Modischer Einfluß macht sich erst in der jüngsten Zeit bemerkbar. Im reichen Banat sind einzelne Dörfer geradezu in eine Art von Trachtenausartung geraten. Zur Sonntagstracht gehört nicht nur der gefältelte Rock, sondern zehn und noch mehr Unterröcke, wodurch das Mädel das Ansehen einer Glocke erhält; der wippende Gang bringt die Glocke zum Schwingen. Reiche Mädel zeigen

ihren Reichtum auf dem Leib in der Zahl der Röcke, die sie anziehen; auch in der Zahl der Trachten, die sie zum Wechseln bereitliegen haben. Am Morgen zur Kirche zieht man ein anderes Gewand an als am Nachmittag zum Bummel, am Abend zum Tanz ein anderes als am folgenden Tag. — Es gibt eine Reihe guter, ins einzelne gehender Studien zur volksdeutschen Volkskunde; vor allem in den einzelnen Volksgruppen selber, in deren volkskundlichen Zeitschriften und Buchveröffentlichungen. Aber es fehlt bis heute noch die zusammenfassende volkskundliche Arbeit. Sie konnte noch nicht gemacht, noch nicht einmal begonnen werden, weil bis heute noch die große Entdeckungsreise ins Gebiet der Gesamt-Volksdeutschen fehlt. In der Kriegszeit wurden zwar die Inseln der Volksdeutschen entdeckt. Aber die wissenschaftliche Expedition von Dorf zu Dorf, durch alle Volkstumsgebiete hindurch, ist noch nicht zustande gekommen. Vielleicht verhelfen uns die politischen Geschehnisse unserer Tage dazu, daß wir in einer zweiten, umfassenderen Entdeckung unsere Blutsbrüder und Blutsschwestern endgültig finden und verstehen lernen.

Nachrichten

Paul Krüger gefallen

Bei den schweren Kämpfen auf der Krim fiel am 28. Oktober 1941 der Obergefreite in einem Inf.-Reg. Lehrer Paul Krüger, unser langjähriges Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, der Leiter des Heimatmuseums in Meseritz. Mit ihm wurde aus unseren Reihen ein treuer Mitarbeiter abberufen, dem als Leiter eines früheren Grenzlandmuseums die Aufgabe des Volkstumskampfes besonderes am Herzen lag und der sich dabei vor allem für die Ostforschung auf dem Gebiet der Vorgeschichte einsetzte.

Wilhelm Teudt †

Am 5. Januar starb in Detmold im Alter von 82 Jahren der bekannte Germanenforscher Wilhelm Teudt. In ihm verliert das deutsche Geistesleben einen allezeit wachen und einsatzfreudigen Vorkämpfer für die Neuwertung der germanischen Geschichte und der Kultur unserer Ahnen. Namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten seines inhaltreichen und schaffensfrohen Lebens trat Wilhelm Teudt als Künder und Deuter altgermanischer Lebenswerte und Geisteskultur stark in der Öffentlichkeit hervor. Seine besondere Vorliebe galt der Erforschung von religiösen Weihestätten unserer Vorfahren, hauptsächlich in der Detmold mit einschließenden Osningmark. Für alle Zeiten wird dabei sein Name mit den Externsteinen bei Horn verbunden bleiben, die er als altehrwürdige Stätte germanischen Glaubenslebens und als Nationalheiligtum des Sachsenstammes erkannte und ausdeutete.

Von den zahlreichen Schriften des Verstorbenen verdient hier in erster Linie sein in mehreren Auflagen erschienenes Werk „Germanische Heiligtümer" genannt zu werden. Aber auch seine vielen Vorträge und Einzelaufsätze, besonders in der von ihm ins Leben gerufenen Zeitschrift „Germanien", führten Teudt einen stets wachsenden Freundes- und Anhängerkreis zu. Organisatorisch schloß er diesen 1938 in der dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte angegliederten Osningsmarkgesellschaft zusammen. Auch schuf er in seiner Heimatstadt Detmold, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte, eine Pflegestätte für Germanenkunde. Gekrönt wurde sein Lebenswerk durch die Ernennung zum Professor und vor allem anläßlich seines 80. Geburtstages durch die Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft durch den Führer in ehrender Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeit auf dem Gebiet der Germanenkunde.

Bruno Brause †

In Gera verstarb am 24. November 1941 unser Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, der thüringische Heimatforscher Bruno Brause. Wir verlieren in ihm einen außerordentlich rührigen und tatkräftigen Mitarbeiter, dem namentlich die Vorgeschichtsforschung seiner engeren Heimat viel zu verdanken hat. Seine besondere Vorliebe galt der Aufhellung ihrer paläolithischen Vergangenheit, für die er mehrere erfolgreiche Ausgrabungen durchführte. Eine Würdigung seiner Lebensarbeit bringen wir in unserer Zeitschrift Mannus.

Vortrag der Gruppe Berlin des Reichsbundes

Die Reihe der traditionellen Winterveranstaltungen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Berlin eröffnete in diesem Jahr am 15. Januar der Leiter des Kreisringes Bremen, Studienrat F. Walburg mit einem Lichtbildervortrag über „Westeuropäische Großsteingräber und ihr Brauchtum". Der Redner baute den Vortrag auf den Ergebnissen seiner Ausgrabungen in der Bretagne im Sommer 1941 auf. Wie wir unseren Lesern bereits bekanntgaben, wurde Studienrat Walburg von Prof. Reinerth an Stelle des zum Wehrdienst einberufenen bisherigen Leiters, Dr. W. Hülle, mit der Fortführung der vom Reichsamt für Vorgeschichte im Herbst 1940 in der Bretagne erfolgreich begonnenen Arbeiten betraut.

Einleitend berichtete Studienrat Walburg an Hand eigener Aufnahmen über den Verlauf und die Ergebnisse der Ausgrabung, nämlich der Aufdeckung und Untersuchung des großen Langgrabes von Kerlescan bei Carnac. Seine weiteren Ausführungen galten sodann einer allgemeinen Betrachtung der westeuropäischen Großsteingräber und ihrer Bauart. Daraus entwickelte der Vortragende ein eindrucksvolles Bild von der geistigen Kultur der stein- und bronzezeitlichen Bewohner der Bretagne, namentlich ihres Totenbrauchtums. Abschließend behandelte er die schwierige Frage des Ursprunges dieser gewaltigen westeuropäischen Großsteinbauten. Der früher herrschenden Meinung ihrer Herkunft aus dem Mittelmeerraum oder gar aus dem vorderen Orient stellte Walburg die sich heute mehr und mehr durchsetzende Auffassung der deutschen Forschung entgegen: nämlich der Eigenständigkeit und völlig selbständigen Weiterentwicklung der Großsteingrabkultur im Nordischen Lebenskreis. Unverkennbar sind starke Ausstrahlungen von dorther auch in die Bretagne gelangt, wo sie sich mit mittelmeerischwestischen Bauformen zu einem Kulturzeugnis hohen Ranges verbanden.

Neue Ausgrabungsfunde aus Schlesien

Trotz der Kriegsverhältnisse gelang es, die vorgeschichtliche Forschung in Schlesien durch neue Ausgrabungen zu fördern. Aus der Zeit um 400—300 v. d. Ztr. konnten in Mittelschlesien auf dem linken Oderufer und in Oberschlesien zwischen Ratibor und Leobschütz keltische Kriegergräber erstmals wirklich sachgemäß aufgedeckt werden.

Aus dem 10. und 11. Jahrhundert endlich konnte ein Hortfund (Karlshorst) gehoben werden. Er bestand aus einem Tongefäß, das im Innern eine Holzschachtel mit Schmuckstücken und einen Leinenbeutel mit böhmischen Münzen barg. Das Prunkstück bildete jedoch — außer einigen arabischen Münzen — ein 60 Gramm schwerer aus Silberdraht geflochtener Halsring nordgermanischer Herkunft.

Bücheranzeigen

Karl Wührer, Germanische Zusammengehörigkeit. 1. Teil: Die altgermanische Zeit (bis etwa 600 u. Ztr.). Verlag G. Fischer, Jena 1940. 84 S., RM. 4,—.

Im Rahmen der Neugestaltung Europas spielt die Frage nach der Zusammengehörigkeit aller germanischen Völker und Stämme eine wichtige Rolle. Hier zur Klärung beizutragen, ist eine der Zielsetzungen der vorliegenden Arbeit Wührers. An Hand der Namenforschung, der Schriftquellen und der Rassengeschichte weist W. überzeugend nach, daß die vor- und frühgeschichtlichen Germanen sich ihrer völkischen Zusammengehörigkeit voll bewußt waren und zwar auch unter Einschluß der Nordgermanen. Wir sind dem Verfasser für diese ausgezeichnete auf strenger Quellenkritik aufgebaute Arbeit, die uns über ihren eigentlichen Zweck hinaus auch zur Lösung mancher anderer Fragen wertvolle Anregungen bietet, sehr zu Dank verbunden.

Hans Urbanek, Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens. Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Bd. 33. Osteuropa-Verlag Königsberg und Berlin 1941. 196 S., 31 Taf., 8 Abb. im Text. RM. 11,50.

Urbanek macht uns mit dem reichen Fundstoff der ostpreußischen Gräberfelder bekannt, die er zu den gleichzeitigen und mit gleichem Inhalt ausgestatteten Hügelgräbern in Beziehung setzt. Er weist in einer kurzen Auswertung darauf hin, daß es wegen der Einförmigkeit und Unvollständigkeit des Fundstoffes kaum möglich ist, eine räumliche oder zeitliche Gliederung vorzunehmen. In völkischer Hinsicht sieht Urbanek in den westmasurischen frühen Flachgräberfeldern das erste Erscheinen der baltischen Galinder; eine Zuwanderung nordillyrisch-lausitzischer Elemente wird mit Recht abgelehnt. Die Arbeit will in erster Linie den Fundstoff und die sich daran knüpfenden Fragen zur Diskussion stellen.

Ulrich Noack, Nordische Frühgeschichte und Wikingerzeit. Geschichte der Völker und Staaten Bd. 1. Verlag R. Oldenburg, München und Berlin 1941. 335 S., XIX Karten. RM. 10,—.

Der Verfasser will in drei Bänden eine Gesamtgeschichte der nordischen Völker geben. In dem vorliegenden ersten Bande beginnt er mit der Darstellung der Vorgeschichte, die bis zur Wikingerzeit durchgeführt wird. Die Schilderung der Wikingerzeit und der Entstehungsgeschichte der drei nordischen Staaten: Dänemark, Schweden und Norwegen, die etwa zwei Drittel des Buches einnimmt, ist als der bessere Teil des Werkes anzusprechen, obwohl auch hier manches Wesentliche zu beanstanden wäre. Irreführend ist unter anderem die Bezeichnung „Urnordisch", da dieser Begriff von der Vorgeschichtsforschung längst für eine viel ältere Zeitstufe, die Steinzeit, in Anspruch genommen wurde.

Der vorgeschichtliche Teil des Buches ist wissenschaftlich völlig untragbar. Er besteht aus einem Durcheinander von Falschem und Richtigem, das bei dem fachlich nicht vorgebildeten Leser ein gänzlich unrichtiges Bild der ältesten Geschichte des Nordens erzeugen muß. Untragbar sind dementsprechend auch die wichtigen Siedlungs- und Verbreitungskarten, im besonderen die Karten I, II, VII und VIII. In den Karten, die die Zeiten von der Urgermanenzeit (Bronzezeit) bis zum 6. Jahrhundert u. Ztr. umfassen, werden u. a. im ostdeutschen Raum Slawen (!) angesetzt. Diese Feststellung deckt sich mit dem haltlosen Wunschgebilde eines Teiles der polnischen „Vorgeschichtswissenschaft", die bekanntlich aus politischen Gründen Ostdeutschland zum slawischen Heimatraum machen wollte. Vor allem ist es geradezu toll, im ostelbischen Raum während der Urgermanenzeit („etwa 1400 v. d. Ztr.") Balten und Slawen bis zur Oder ansetzen zu wollen (Karte I). Eine Darstellung der Vorgeschichte des Nordens in der hier vorliegenden Form muß in wissenschaftlicher wie in politischer Hinsicht schärfstens abgelehnt werden.

Franz Rolf Schröder, Skadi und die Götter Skandinaviens. Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Religionsgeschichte 2. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1941. 167 S., 3 Abb. im Text. RM. 7,60.

Der bereits durch mehrere wertvolle Arbeiten bekannte Verfasser versucht ältere und jüngere nordisch-germanische Gottheiten voneinander zu trennen und vor allem auch vorindogermanische Göttergestalten als solche zu kennzeichnen. Ausgangs- und Mittelpunkt der Abhandlung bilden die nordischen Göttinnen Skadi und Njörd. Skadi wird als vorindogermanisch angesehen und zahlreiche Belege dafür angeführt. Zu beiden Göttinnen werden andere indogermanisch-germanische Götter in Beziehung gesetzt und dabei der Wesensunterschied zwischen vornordischer, erdgebundener und oft stark obszöner, und nordisch-germanischer Haltung klargestellt. Vor allem in seiner Hoheit und Reinheit und in der Betonung des männlichen Prinzips wird das nordische Glaubensleben gegenüber dem vornordischem abgegrenzt. Wichtig erscheint die Feststellung, daß die Spuren vorindogermanischer Art bereits für die Mittlere Steinzeit festgelegt werden können. Wenn wir dem Verfasser auch nicht in allen Einzelheiten folgen können, so bringt seine Arbeit doch eine solche Fülle von Anregungen, daß sie zur Überprüfung und zur Lösung vieler wichtiger Fragen führen wird. Das gilt unter anderem für das u. W. bisher ungeklärte erste Auftreten der mittelsteinzeitlichen Kleingerätekulturen. Vor allem würde Kossinnas These von einer nordeurasischen Komponente in der steinzeitlichen wie in der germanischen Welt durch Schröders Untersuchungen auf religionswissenschaftlichem Gebiet eine neue Stütze erhalten.

Emerich Schaffran, Die Kunst der Langobarden in Italien. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1941. 196 S., 67 Taf. und mehrere Abbildungen im Text. Preis RM. 9.50.

Schaffran gibt eine vorzügliche Darstellung der Kunst der Langobarden, deren Voraussetzungen bereits in die neue Heimat in Italien mitgebracht, neue Anregungen zum Teil dort aufgenommen werden. Es wird sowohl die Kleinkunst, wie die Baukunst und die bildende Kunst untersucht, wobei in Italien eine Zweiteilung in „höfische" und Bauernkunst festgestellt werden kann. Die beiden letzten Kapitel behandeln die Nachwirkungen langobardischer Kunst in Italien und ihre Fernwirkung nach Norden und Osten. In dem Werk kommt das Eigentümliche langobardischer Art ebensogut wie die gewaltige Kraft des germanischen Volkstums zum Ausdruck, eine Kraft, die auch nach dem Fall des Langobardenreiches in Italien noch durch Jahrhunderte deutlich spürbar bleibt. Ausgezeichnete, zum Teil erstmalig veröffentlichte Abbildungen unterstützen und beleben das gut ausgestattete Werk, das einem dringenden Bedürfnis Abhilfe geschaffen hat.

Germanen-Erbe, Heft 1/2, 1942 enthält Aufnahmen von: Museumsdirektor Karl Brandt, Herne, Westfalen, S. 16—20; Dozent Menne Helmers, Hamburg, S. 21—23; Institut für Deutsche Ostarbeit, Krakau, S. 1; G. A. Küppers, Sonneberg, Mark Brandenburg, S. 25—30; Dr. Franz Stödtner, Berlin, Umschlagbild

---

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Mannus-Bücherei

Gegründet von Gustaf Kossinna — Herausgegeben von Hans Reinerth

Die zuletzt erschienenen Bände:

Bd. 61: **Vorgeschichte der Schwäbischen Alb**
unter besonderer Berücksichtigung des Fundbestandes der mittleren Alb
Von Dr. Adolf Rieth, Tübingen. VIII, 264 S. m. 109 Abbild. i. T. u. auf 2 Ausschlagtafeln, 7 Karten als Anlage. 1938. gr. 8°. RM. 25.50, geb. RM. 26.70
Vorz.-Pr.*) RM. 21.70, geb. RM. 22.90

Bd. 62: **Die Billendorfer Kultur auf Grund der Grabfunde**
Von Dr. Walter Kropf, Hannover. VII, 217 Seiten mit 303 Abbildungen und 2 Karten im Text. 1938. gr. 8°. RM. 21.—, Vorz.-Pr.*) RM. 17.90

Bd. 63: **Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis**
Von W. Witter, Halle a. d. S.
Bd. 2 (Schluß): Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt. VIII, 118 Seiten mit 4 Abbildungen und 17 Tabellen im Text. 1938. gr. 8°. RM. 12.—, geb. RM. 13.20
Vorz.-Pr.*) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

Bd. 64: **Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa**
Unter besonderer Berücksichtigung der jüngeren Steinzeit. Von Dr. H. Nietsch, Berlin. VII, 254 Seiten mit 140 Abbildungen im Text und auf 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. RM. 22.50, Vorz.-Pr.*) RM. 19.10

Bd. 65: **Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands**
Von P. Weiershausen, Herborn (Dillkreis). X, 235 Seiten mit 70 Abbildungen im Text. 1939. gr. 8°. RM. 23.—, geb. RM. 24.50
Vorz.-Pr.*) RM. 19.50, geb. RM. 21.—

Bd. 66: **Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur**
Von Dr. Rudolf Ströbel, Berlin. X, 182 Seiten mit 29 Abbildungen im Text, 4 Tabellen, 44 Tafeln und 10 farbigen Karten im Anhang. 1939. gr. 8°. RM. 26.50, geb. RM. 28.—
Vorz.-Pr.*) RM. 22.50, geb. RM. 24.—

Bd. 67: **Die frühe Altsteinzeit an der Weser**
Von Dr. August Meier-Böke, Detmold. VI, 135 S. mit 149 Abbildungen im Text und auf 29 Tafeln. 1940. gr. 8°. RM. 12.—, geb. RM. 13.20
Vorz.-Pr.*) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

Bd. 69: **Tonöfen und Ofenmodelle der Lausitzer Kultur**
Von Dr. Jürgen Deichmüller, Berlin. X, 105 S. m. 200 Abbildungen i. T. u. auf 31 Tafeln. 1941. gr. 8°. RM. 14.50, geb. RM. 15.80
Vorz.-Pr.*) RM. 12.40, geb. RM. 13.70

*) Für Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, f. Bezieher der Zeitschrift „Mannus" u. der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Hans Reinerth

Pfahlbauten am Bodensee

11.—20. Tausend. 2., durchgesehene und im Bilderteil stark erweiterte Auflage. IV, 86 Seiten mit 36 Abbild. im Text und 20 Tafeln. 1940. 8°. Kart. RM. 1.80

Vergangenheit und Gegenwart: Das Büchlein berichtet in ebenso knapper wie lebendiger und zuverlässiger Weise über die bahnbrechenden Untersuchungen des Verfassers. Das mit vortrefflichen Bildern reich ausgestattete Bändchen gewährt nicht nur einen anschaulichen Einblick in den heutigen Stand der Pfahlbauforschung, sondern vermittelt zugleich einen ungemein anregenden und wirklichkeitsgetreuen Einblick in Wohnbau, Wirtschaft und Lebensweise der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Bewohner der südwestdeutschen und schweizerischen Pfahlbauten. Es ist wie kein anderes geeignet, Arbeitsweise und Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung weitesten Kreisen bekannt zu machen.

Das Federseemoor

als Siedlungsland des Vorzeitmenschen

9.—12. Tausend. 184 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 48 Tafeln. 1936. gr. 8°. RM. 4.80

(Bildet: Band 9 der Führer zur Urgeschichte, hrsg. von H. Reinerth)

Mannus: Die Neuauflage beweist die große Wirkung, die von diesem Werke ausgegangen ist und in noch wachsendem Maße ausgeht. Daß es so sein kann, verdankt das Buch zwei Umständen: einmal der glänzenden Darstellungsgabe des Verfassers, der es versteht, auch die streng wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in einer anregenden fesselnden Weise vorzutragen: sodann aber dem unerschöpflich reichen Inhalt, der es geradezu zu einem Paradestück des vorgeschichtlichen Forschungsstrebens und seiner Leistung macht. Es gibt bisher kein Gebiet Deutschlands, das in so planmäßiger und vorbildlicher Weise unter Heranziehung aller Hilfswissenschaften untersucht worden ist. Wir dürfen das treffliche Buch als vorbildlich für die gesamte vorgeschichtliche Siedlungsforschung bezeichnen. C. Engel

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Himmelskundliche Ortung

auf nordisch-germanischem Boden

Von Prof. Dr. **Rolf Müller,** Observator a. Astrophysikal. Observatorium in Potsdam. 85 Seiten mit 43 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln. 1936. kl. 8°. Kart. RM. 2.80

Mannus: Das Buch bietet eine in ihrer Kürze und Klarheit vortreffliche Einführung in das Ortungsproblem und eine sehr willkommene Uebersicht über die bisherigen Versuche und Ergebnisse auf dem noch immer neuen Gebiete. Indem es die möglichen Verfahren schildert und fachmännisch gegenüber abwägt, schützt es vor den mancherlei Gefahren, die dem Ortungssucher drohen, gibt ihm zugleich aber auch Waffen und Hilfsmittel, wo der Zweifler verzagt. Die Ausstattung des schmucken und inhaltsreichen Buches, auch mit seinen lehrreichen Hilfstafeln, Zeichnungen und Bildbeigaben, ist rühmenswert, der Preis gering. O. S. Reuter.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands

Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Reinerth,** bearbeitet von Dr. G. Merschberger. (Reichsbund f. Deutsche Vorgeschichte und Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP.) Teil I. Süd- u. Mitteldeutschland einschließlich des Protektorats Böhmen und Mähren. XV, 490 S. mit 12 Tafeln und 5 Ausklappkarten. 1941. DIN A 5. Geb. RM. 16.—

„Möge das Handbuch beitragen zur planvollen und lebendigen Neugestaltung unserer Museen und der Werbung dienen für den stillen, bescheidenen und doch so wichtigen Dienst, der in ihnen nicht zuletzt für die Neuwertung unserer Geschichte und die Erstarkung unseres Volkes getan wird!" Prof. Hans Reinerth beantwortet mit diesem Schlußsatz seines Vorwortes umfassend die Frage nach dem „Warum" des Werkes. Wer kennt denn überhaupt unsere vorgeschichtlichen Museen und weiß, welche Schätze sie beherbergen? Ueber den engeren lokalen Kreis der Fachfreunde hinaus nur ganz wenige. Und dabei enthält jede einzelne Sammlung, selbst die kleinste, unschätzbare Werte vom Erbe unserer Vorfahren. Ihr Hausgerät, ihre Waffen, ihr Handwerkszeug, ihr Schmuck sind eindrucksvolle Zeugen ihres hohen Kulturstandes. Das Handbuch macht alles das dem Vorgeschichtsforscher und Vorgeschichtsfreund durch die wissensnotwendigen Angaben über die Museen selbst, über den Fundstoff, und die Arbeitsgebiete zugänglich und ermöglicht damit die Gesamtschau über das Vorhandene als

Reiseführer für die Vorgeschichte

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig